Das Graue Haus

oder

die Wilddiebe.

Nach

Elie Berthet's:

Le garde-chasse.

Deutsch

von

Dr. F. Gries.

Erster Theil.

Leipzig 1855.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Das Graue Haus

oder

die Wilddiebe.

Nach

Elie Berthet's:

Le garde-chasse.

Deutsch

von

Dr. F. Gries.

Erster Theil.

Leipzig,

Ch. E. Kollmann.

1855.

Das Graue Haus,

oder

die Wilddiebe.

Erster Theil.

I.

Die Ankunft.

Im Jahre 1821 gab es im ganzen bebaueten Frankreich keinen weitläufigeren, fruchtbarern und gleichzeitig mit Wild angefüllteren Wald, als den von Saint-Leger, welcher damals dem Grafen Gustav von Ganges gehörte. Der Graf, ein Sprößling einer edlen und vornehmen Familie, nahm eine bedeutende Stellung bei Hofe ein und konnte daher nur selten in seinem Schlosse, zu dem dieser große Wald gehörte, anwesend sein. Als Ersatz für diese Abwesenheit wohnte dagegen seine Gemahlin, die junge und niedliche Gräfin von Ganges, wie man sagte wegen schwächlicher Gesundheit, entfernt von der großen Welt, das ganze Jahr hindurch in die-

sem schönen Besitzthum und ihre Anwesenheit trug wohl nicht wenig dazu bei, die bewunderungswürdige Ordnung, welche man überall gewahrte, zu rechtfertigen. Außerdem überwachte ein thätiger und geschickter Haushofmeister in Abwesenheit des Herrn die Feld- und häuslichen Arbeiten und Geschäfte. So selten nun auch der Graf erschien, so fand er doch stets Alles in bester Ordnung. Die Felder fruchtbar, die Wiesen mit dem schönsten Futter bedeckt und die Jagdwege mit dem besten Sande sorgfältig bestreut. Wenn er seine vornehmen und edlen Freunde von Saint-Cloud oder aus den Tuilerien auf einige Tage zum Besuche nach Saint-Leger einlud, dann konnte er ihnen so viele Dammhirsche, Hirsche, Rehe, Fasanen oder Rebhühner zum Schießen darbieten, daß die an die Jagden in den königlichen Forsten gewöhnten Jäger selbst darüber erstaunt waren.

Doch, wie gesagt, die Besuche des Herrn von Ganges wurden immer seltener; er war noch jung, liebte das Vergnügen und die Zerstreuungen bei Hofe fehlten ihm nicht. Es vergingen sogar Jahre, ohne daß der Graf auf seinem Grund und Boden erschien, wenn gleich er den Pacht-Ertrag derselben

mit einem merkwürdigen Eifer einziehen ließ. Während dieser Zeit nun vermehrte sich das Wildpret ganz außerordentlich und sei es aus Liebe zum Wechsel des Aufenthalts, sei es gemeinschaftlicher Instinkt sowohl bei den Thieren, wie bei den Menschen, genug, das Wild verließ häufig die Tiefe des Waldes, und breitete sich über das benachbarte bebauete Land aus. Ganze Rudel von Dammhirschen und Rehen erschienen während der Nacht, die niedrigen Zweige der Fruchtbäume abzufressen; ganze Heerden Kaninchen warfen sich durch die Zäune in die Gärten der Pächter und verwüsteten Kohl und Salat bis auf die Wurzel; öfter sogar ließen sich Familien kühner Eber mitten in den Kornfeldern nieder und labten sich gemüthlich an der Erndte. Die Klagen und Einsprüche der Landleute der Umgegend wegen dieser Verheerungen bestürmten den Haushofmeister, Herrn Debreuil, so sehr, daß er, nach geschehener Abschätzung, den gehabten Verlust reichlich bezahlte, was zwar die Opfer der Verwüstungen tröstete, sie jedoch nicht rächte; überdies ist der Bauer sehr grollend und rachsüchtig, und der größte Theil der Bewohner des Kreises ergab sich der Wilddieberei.

In Wahrheit bot auch die Lage des Orts den vermeintlichen Rächern ihrer gestörten Erndte die merkwürdigste Leichtigkeit zur Befriedigung ihrer Rache dar. Außer dem Dorfe Saint-Leger, wo sich das Schloß gleichen Namens befand, lagen drei bis vier andre Dörfer um den Wald zerstreut; der Wald selbst hatte eine Länge von mehr denn zwei Stunden und undurchdringliches Buschholz, enge Schluchten, Hohlwege und Sümpfe fanden sich in demselben, so daß die Verfolgung ohnmöglich wurde. Es begreift sich daher leicht, daß diese Umstände den Räubern insofern günstig waren, als sie Schlingen legen und wenn sie überrascht wurden sich leicht verbergen konnten. Straflosigkeit erschien ihnen gleichzeitig gewiß und der außerordentliche Ueberfluß an Wildpret ließ eine Verminderung desselben sogar als eine Wohlthat erscheinen. Es bildete sich daher in den benachbarten Dörfern eine weitverzweigte Gesellschaft von Wilddieben, und wenn gleich man diese heimliche Vehme nur während der Nacht und sehr geheimnißvoll Gericht über die Kaninchen und Rehe halten sah, so sah man nichtsdestoweniger an untrüglichen Zeichen, daß dies in einem großartigen Maßstabe geschah.

Seit Herr Debreuil Kunde von diesen Uebelthaten erhalten hatte, gab er sogleich die strengsten Befehle zu ihrer Unterdrückung. Sechs Forstaufseher hatten sich bereits in nächtlichen Patrouillen, ohne irgend etwas zu entdecken, erschöpft. Die Gensdarmerie-Brigaden der Umgegend waren zur Hülfe hierbei herangezogen und doch war auch nicht ein einziger dieser unsichtbaren Schelme ertappt worden. Jedoch war man gewiß, daß sie ihre Verwüstungen fortsetzten und es schien sogar, als ob sie die öffentliche Macht geradezu äfften. In der Verzweiflung stellte man nun bei den der Wilddieberei verdächtigen Landbewohnern Haussuchungen an; aber man traf entweder die unrechten, oder die Verbrecher waren zuvor benachrichtigt worden, denn alle Verdächtigen gingen rein wie Schnee aus der Untersuchung hervor. Nun bemächtigte sich der Forstaufseher sowohl wie der Gensdarmen die Muthlosigkeit, so daß sie anfingen nur gelinde, sogar nachlässig, gegen diese unantastbaren Feinde zu kämpfen. Es lag am Tage, daß nur Verrath alle die Anstrengungen der Behörde vereitelte, weshalb Einer dem Andern nicht trauete, sich nicht mehr mit ihm besprach, vielmehr sich auf sich selbst verlassen zu

müssen glaubte, um seinen Muth an den kühnen Verbrechern auslassen zu dürfen. Ein Ereigniß, das sich sechs Monate vor dem Tage, mit welchem unsere Erzählung beginnt, zutrug, fachte jedoch diesen erkalteten Diensteifer wieder an.

Der größte Theil der Aufseher war theils im Schlosse selbst, theils in den benachbarten Dörfern untergebracht; nur ein einziger bewohnte ein kleines, mitten im Walde belegenes Häuschen, in welcher Gegend das meiste Wild sich aufhielt und welche daher vorzugsweise den Unternehmungen der Wilddiebe ausgesetzt war. Dieses solid gebaute Haus, an dem ein Kreuzweg vorüber führte, beherrschte die ganze Gegend und wurde das „Graue Haus" genannt. Das dem Grauen Hause nächstgelegene bewohnte Gebäude war die dem Herrn von Ganges gehörige Fasanerie, und etwa ein Viertelstündchen von diesem entfernt. Nun aber schien der in dem „Grauen Hause" wohnende Aufseher den nächtlichen Jägern die meiste Furcht einzuflößen, denn zu welcher Tageszeit er auch seine Wohnung verlassen mochte, so war es doch schwer, seine Ankunft schon von Ferne zu bemerken, und wenn er durch die Bäume hinschlich, so wurde es

ihm sogar leicht, sich dem Delinquenten ungesehen ganz zu nähern. Die Wechsel des Wildes lagen einige hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt und deshalb fielen ihm die mehrsten von den Wilddieben gelegten Schlingen und Fangzeuge in die Hand. Nicht ein einziger Schuß durfte in dem dicken Gebüsch, worin die Rehe sich vorzugsweise aufhielten, fallen, ohne daß der Aufseher aus dem „Grauen Hause" sofort bei der Hand gewesen wäre, um den Thatbestand festzustellen. Dieser Mann war den Büchsenmännern daher sehr im Wege, und es waren ihm schon unter der Hand die furchtbarsten Drohungen zugegangen, wenn er ferner auf gleich strenge Art seine Pflicht thun würde.

Diese Stelle nun wurde von einem gewandten und kräftigen Manne, Namens Joseph Dücros, bekleidet; er bewohnte mit einer alten Verwandten das „Graue Haus" und lebte in vollkommener Einsamkeit. Dücros war Soldat gewesen und daher muthig, auch genoß er wegen seines sanften, leutseligen Charakters das Wohlwollen aller anständigen Leute der ganzen Umgegend. Es wird versichert, daß er mehr denn ein Mal auf der That ertappte Wilddiebe hatte laufen lassen, und daß er sich da-

mit begnügte, ihnen nur strenge Verweise zu geben; jedoch war er verschwiegen und Niemand hat die Namen derjenigen erfahren, die auf diese Weise seine Nachsicht kennen gelernt. Das Gerücht dieser Nachsicht kam indessen auch Herrn Dubreuil, dem Haushofmeister, zu Ohren, welcher dem armen Dücros darüber heftige Vorwürfe machte, worüber dieser nicht wenig betroffen war. Von der andern Seite aber hatten die Drohungen, denen er fortwährend ausgesetzt war, den Stolz des alten Soldaten so sehr rege gemacht, daß er laut erklärte, daß er nunmehr seine Wachsamkeit verdoppeln und unerbittlich bei der Ausübung seines Amtes sein werde. Er sagte dies und hätte auch unstreitig seine Drohung zur That werden lassen; jedoch fehlte es ihm dazu an Zeit, denn zwei Tage später fand man am Morgen die Leiche des ermordeten Dücros am Abhange eines Gehaues einige Schritte von seiner Wohnung; ein gut gezielter Gewehrschuß war ihm durch das Herz gedrungen.

Dieses traurige und tragische Ereigniß brachte eine große Aufregung im Lande hervor. Die Justiz stellte die genauesten und vorsichtigsten Nachforschungen nach dem Mörder an; mehrere als

Wilddiebe verrufene oder in schlechtem Ansehen stehende Individuen wurden beigesteckt, mußten indeß bald wieder wegen mangelnder Beweise in Freiheit gesetzt werden. Nur ein einziger, mit Namen Louis Hubert, wurde vor die Geschwornenen gestellt, ein junger Mensch mit sanftem Wesen, den nur der Vorwurf einer unüberwindlichen Neigung zur Einsamkeit traf. Ziemlich starke Verdachtsgründe hatten sich gegen ihn erhoben, jedoch brachte Hubert in dem Audienztermine ein so vollständiges Alibi bei, daß er in Freiheit gesetzt ward und nach Saint-Leger zurückkehren konnte, wo er ein Handwerk betrieb. Das Verbrechen blieb somit unbestraft.

Der Schrecken, welcher sich in Folge dieses Ereignisses der Forstaufseher in Saint-Leger bemächtigt hatte, stieg nun auf den höchsten Punkt; sie wagten sich nicht mehr allein ins Freie und betraten selbst beim Dunkelwerden nicht einmal in Gemeinschaft die Gegend, welche von den Wilddieben vorzugsweise heimgesucht wurde. Wenn die Rede darauf kam, Dücros' Stelle in dem „Grauen Hause" wieder zu besetzen, so lehnten Alle die selbst unter den glänzendsten Bedingungen ihnen zugedachte gefahrvolle Ehrenstelle ab. Die Wilddiebe,

so sagte man, seien durchaus entschlossen, in dieser ganzen Gegend keinen Aufseher mehr zu dulden, und sollten geschworen haben, den ersten, der sich würde sehen lassen, eben so zu behandeln, wie sie Joseph Dücros behandelt hätten. Es war völlig unmöglich, der Quelle dieses Gerüchts auf die Spur zu kommen; man fand nur einen unverantwortlichen und unantastbaren Verbreiter, den man „die ganze Welt" nennt. Nichts desto weniger mußten diese drohenden Aeußerungen doch erst einen gewissen reellen Grund haben, denn die Aufseher verweigerten hartnäckig die Uebernahme der durch den Tod ihres Collegen vakant gewordenen Stelle. Der Haushofmeister ließ nun, da es ihm unmöglich wurde, diese Hartnäckigkeit zu bekämpfen, eine Aufforderung an alle gutgesinnten Leute zur Uebernahme dieses Postens ergehen; es hatte sich jedoch der Schrecken zu sehr des ganzen Landes bemächtigt, so daß, mit Ausnahme einiger in schlechtem Rufe stehender Subjecte, von denen man voraussetzen durfte, daß sie mit den Wilddieben gemeinschaftliche Sache machen würden, sich Niemand zu melden wagte, und so blieb die Waldwohnung leer.

Auf diese Weise vergingen acht Monate; die

Diebe des Wildes zogen, wie man dies wohl glauben wird, aus der Unthätigkeit der Aufseher von Saint-Leger den möglichst größten Nutzen, ihre Kühnheit wuchs von Tag zu Tag und die Kaninchen, Fasanen und Rehe verminderten sich im Walde auf sichtbare Weise. Während dieses langen Zeitraumes hatte das leer stehende „Graue Haus" ein wahrhaft finsteres Ansehen erhalten; das Gras wuchs auf seiner Schwelle und ein gräuliches Moos hatte sich an den festverschlossenen Fensterläden angesetzt. Die in der Nähe stehenden Bäume bedeckten das Haus so sehr mit ihrem dicken Gezweige, daß ihm dadurch Luft und Licht entzogen wurde. Eine eisige Traurigkeit, eine Todtenstille herrschte in demselben; ja, selbst die alte Frau, welche ihre Kuh in den Gängen des Waldes weiden ließ, entfernte sich, sich kreuzigend, aus seiner Nähe, so wie die kleinen Jungen beim Suchen nach Vogelnestern oder Brombeeren gleichfalls die Flucht ergriffen, wenn sie nur von Ferne das Dach dieses verrufenen Gebäudes erblickten.

Solcher Art war die Lage der Dinge, als eine Nachricht, welche sich mit Windesschnelle in der um den Wald zerstreut liegenden Dörfern verbrei-

tete, die Köpfe in Aufruhr versetzte. Man versicherte nämlich, daß ein bisher auf einer anderen Besitzung der Frau von Ganges angestellt gewesener Aufseher mit seiner Familie das „Graue Haus" beziehen werde. Anfangs wurde diese Neuigkeit zwar mit einem ungläubigen Lächeln aufgenommen, da man nicht glauben konnte, daß ein Mann mit seinen richtigen fünf Sinnen sich so geradezu dem sichern Tode aussetzen würde. Jedoch einige Neugierige, welche auch wohl noch ein besonderes Interesse haben mochten, Gewißheit darüber zu erlangen, zogen nun noch nähere Erkundigungen ein, und waren auch nicht wenig erstaunt, eines schönen Tages eine Anzahl Handwerker mit der Instandsetzung der Aufsehers-Wohnung beschäftigt zu sehen. Die Einen beschnitten die dem Hause nahe stehenden Bäume, die Maurer verputzten die schadhaften Wände und Tischler besserten die Thüren und Fenster aus; es schien, als wollte man dies Haus des Todes von Neuem für die Bedürfnisse Lebender einrichten.

Aber auch jetzt noch konnten die Neugierigen sich der Zweifel nicht enthalten; das Gebäude hatte im verflossenen Winter sehr gelitten und es war

daher, wollte man dasselbe nicht ganz verfallen lassen, eine Reparatur durchaus nothwendig. Diese Arbeiten bewiesen daher eigentlich noch nicht, daß die Ankunft eines Nachfolgers Dürcros' in Aussicht stehe. Doch bald wurde diese große und aufregende Neuigkeit glänzend zur Gewißheit und die bisher Ungläubigsten zur Ueberzeugung gebracht.

An einem Septembertage, Nachmittags vier Uhr, sah man nämlich eine kleine Caravane aus dem Schlosse Saint-Leger den holprigen Weg durch das Dorf dem Walde zu einschlagen. Sie bestand aus einer Art Frachtwagen mit Wachsleinen überzogen, der die Möbeln, Koffer und Kisten zu enthalten schien; der Fuhrmann führte das Pferd am Zaume, damit es nicht in dem Fahrgleise und in den auf der Dorfstraße liegenden Düngerhaufen stolpere. Zwei Frauen in ländlicher Kleidung kauerten im Vordertheile des Wagens und ein kleiner Hund von zweifelhafter Race zeigte zwischen ihnen seine auf einen Ballen gelegte Pfoten und seinen feinen, aber klugen Kopf. Die eine dieser Frauen, schon über die Jahre der Blüthe hinaus, war groß, mager, bleich und anscheinend furchtsam und traurig; Lavater würde bei ihr eine Aehnlichkeit mit

einer aufgescheuchten Hirschkuh gefunden haben. Die andere, ein junges Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, hatte ein frisches, hübsches Ansehen, ein sanftes Auge, schönen Kopf, und war voller Beweglichkeit; man hätte sie, wieder nach Lavaters System, mit einer unruhigen, heiteren Gazelle vergleichen können. Die Gazelle war indeß, den Naturgesetzen zum Trotz, die Tochter der Hirschkuh, und beide zeigten in diesem Augenblicke eine so furchtsame Neugierde, daß sie dem Vergleiche des berühmten Physiognomisten noch mehr sich näherten.

Hinter dem Wagen her gingen zwei Persönlichkeiten, auf die sich vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner gerichtet hatte. Die erste war der Verwalter und Haushofmeister, Herr Dubreuil, ein schöner Mann mit offenem Gesicht, gewähltem Anzuge und feinen Manieren; man grüßte ihn mit demselben Respekt, wie man diesen nur dem Grafen von Ganges, den er präsentirte, hätte erweisen können. Niemand jedoch kannte die zweite; es war dies ein kleiner Mann von vielleicht fünfundfünfzig Jahren, etwas stark, mit vorstehendem Bauche; jedoch glaubte man aus der Sicherheit

seiner Geberde und der Breite seiner Schultern schließen zu können, daß der Umfang seines Körpers noch keinen Einfluß auf seine Kraft und seine unzweifelhafte Thätigkeit ausgeübt habe. Seinem gräulichen Auge fehlte es nicht an Glanz, doch hatte er ein breites, gutmüthiges, blühendes Gesicht, großen stets zum Lachen bereiten Mund mit weißen Zähnen. Nichts als Gefälligkeit und Freundlichkeit lag in diesem dicken Gesichte mit stumpfer Nase und Doppelkinn. Man hätte sagen können, dieser Mann habe noch nie unangenehme Aufregungen erfahren, kein Zufall habe jemals seine Verdauung und gute Laune gestört. Sein Anzug war charakteristisch: er trug einen Rock nach französischem Schnitt, Tuchhosen, lange, seine kräftigen Beine umschließende Kamaschen und ein niedriger Hut bedeckte sein Haupt; nebenbei wurde auch ein kleiner Zopf, sogenannter Rattenschwanz, auf seinem Rücken bemerkt. Was aber durchaus keinen Zweifel über sein Amt lassen konnte, war ein breites Degengehänge auf der Brust mit einem glänzenden Wappen, dann eine noch in ein Lederfutteral gehüllte Flinte, welche über seine Schulter hing.

Die Erscheinung dieser Leute bewirkte in der

Hauptstraße von Saint-Leger eine nicht auszudrückende Aufregung. Die Hausfrauen stellten sich auf die Schwellen ihrer Thüren, um sie vorüber ziehen zu sehen; die Kinder folgten ihnen baarfuß Schritt für Schritt. Der Dorfschneider legte sich, mit einem Strähne Zwirn in der Hand, in's Fenster; der Hufschmied lief, noch das glühende Eisen, das er einem Pferde aufzulegen beabsichtigte, in der Hand haltend, von seiner Esse herbei; der Schulmeister, ein großer Vergnügtling mit heuchlerischem Gesicht, verließ seine auf dem Tische des Gasthofes stehende noch halbangefüllte Flasche; hunderte von bestürzten Gesichtern fanden sich in allen Hausöffnungen, in Dachfenstern und Heuboden; genug: ganz Saint-Leger war in Aufruhr und Erwartung.

Diese Art von Inquisition schien die armen Frauen im Frachtwagen in Verlegenheit zu setzen; denn obgleich selbst sehr neugierig, errötheten sie doch öfters und schlugen die Augen vor diesen unverschämten Blicken nieder. Als Wiedervergeltung zeigte sich hingegen der Aufseher, der den Herrn Dubreuil begleitete, keineswegs beängstigt. Er ging gleichen Schrittes neben diesem her, der während einer ziemlich leise geführten Unterhaltung ihm die größte Aufmerk-

samkeit zu bezeigen schien; mehrere Male bewies sogar ein Lächeln, wie wenig er von furchterregenden Besorgnissen befangen war.

Da der Wagen des schlechten Steinpflasters wegen sich nur langsam fortbewegte, so hatten die Dorfbewohner hinreichende Gelegenheit, ihre Beobachtungen anzustellen. Der Schneider, welcher häufig für die Dienerschaft des Schlosses arbeitete und sich das Ansehen gab, mit den Ortsangelegenheiten durchaus vertraut zu sein, gab seinem Nachbar, dem Hufschmiede, ein Zeichen und sagte ihm über die Straße weg:

„Das ist er; Herr Dürand! Das ist ganz sicher der alte Binet, der neue Forstaufseher. Herr Dubreuil will ihn gewiß in das Graue Haus selbst einführen. Herr Dubreuil sieht sehr zufrieden aus; man möchte sagen, er habe die Elster in ihrem Neste erhascht. Wenn aber der andere arme Teufel der Sache auf den Grund gehen würde, dann möchte er nicht so herzlich lachen."

„Ja wohl! ja wohl! antwortete der Schmied in näselndem Tone, der Verwalter ist eben im Begriff, ihm die bittere Pille zu vergolden und ihm Schmeicheleien zu sagen ..... Der hat kein übles Aus-

sehen, dieser alte Binet; meiner Meinung nach werden die schlauen Vögel im Walde wenig Mühe haben, ihm die Hinterfüße zu beschlagen."

„Thatsache ist, bemerkte der Schulmeister in einem Tone widerlichen Spottes, daß er mit seinen dicken Beinen und seinem Schmeerbauche nicht weit vor einem wüthenden Eber wird laufen können; ich will gar nicht in Anschlag bringen, daß, wenn er sich mit den Wilddieben überwerfen sollte, sein widerwärtiges häßliches Gesicht eine bessere Zielscheibe für die Kugeln darbieten wird, wie die magere Fratze des vorigen."

Aber auch die Frauen des Dorfes, welche in Gruppen vor den Thüren standen, blieben ihrerseits nicht stumm.

„Heilige Jungfrau! sagte eine alte Spinnerin, indem sie ihr Rad einen Augenblick ruhen ließ, will man doch wieder Geschöpfe des lieben Gottes in dieses alte verfallene Gebäude bringen, von dem behauptet wird, daß die Gespenster und Dämonen allnächtlich dort ihre Zusammenkünfte halten! Als ich eines Abends mit meinem Bunde Reisholz an dem Grauen Hause vorbeiging, habe ich bestimmt etwas gehört und habe mich so schnell wie möglich

zu entfernen gesucht und das Vaterunser und ein Ave gebetet."

„Gehen Sie doch! gehen Sie doch, Mutter Racot! erwiederte eine Nachbarin, die Todten braucht der neue Forstaufseher nicht zu fürchten, desto mehr aber die Lebenden. . . . . Die Wilddiebe haben geschworen, dem ersten, der wieder in dem Grauen Hause wohnen würde, den Garaus zu machen; und deshalb kommt es mir so vor, als ob Herr Dubreuil den armen, dicken Papa zur Schlachtbank führe. Aber sehen Sie doch nur hin! . . . . Der hat wirklich das Ansehen eines ehrlichen Mannes, ist freundlich und mittheilend! . . . . Schade, Schade, daß ihn das treffen muß! . . . ."

„Und die beiden Frauen, bemerkte ein anderes Mütterchen, gehören gewiß zu seiner Familie; ich möchte wetten, daß die ältere seine Frau und die jüngere seine Tochter ist. . . . Sie haben wirklich ein recht anständiges, ehrbares Aeußeres, obgleich die jüngere in ihrer gestickten Mütze etwas kokett zu sein scheint. . . . Sehen Sie, Nachbarinnen, das ist es, was mich ängstigt; wäre der Aufseher allein, dann würde ich sagen: „In Gottes Namen!" aber denken zu müssen, daß diese armen Unschuldigen,

wenn ein Unglück geschehen sollte, an den Bettelstab gebracht sind! ...."

„Was nennen Sie Bettelstab? erwiederte eine Nachbarin lebhaft; gewiß würde die Frau Gräfin bei einem solchen Ereignisse diese beiden Geschöpfe nicht verlassen. Hat sie nicht die alte Tante des verstorbenen Dücros im Schlosse aufgenommen, so daß diese jetzt wie eine Prinzessin leben, wohnen und sich nach ihrem Belieben beschäftigen kann? Sie wird gewiß, falls sich ein Unglück ereignen sollte, für diese eben so handeln; und um diesen Preis würde manche arme, unglückliche Frau ihren verbrecherischen Ehemann gern auf's Spiel setzen."

Unterdrücktes Lachen begleitete diese Bemerkung, denn die Sprecherin hatte gerade zum Herrn und Meister einen sehr gemeinen Trunkenbold, den sie, wie sie sagte, um jeden Preis losschlagen möchte.

Diese Gespräche waren indeß weder von Herrn Dubreuil, noch von seinem freundlichen Begleiter, welche Beide zurückgeblieben waren, gehört worden. Als sie erschienen, herrschte eine gleiche Stille und auf den Gesichtern zeigte sich nichts von Neugierde. Aber die armen Frauen im Wagen hatten unterweges einige Worte aufgefangen und die mitleidigen

Blicke, welche die Personen auf sie geworfen, bemerkt', die Klagen derselben, so wie gewisse Beziehungen auf ihre künftige Stellung vernommen und schienen hiervon völlig bestürzt zu sein.

Die Caravane hatte das Dorf passirt; als sie das äußerste Ende erreichte, legten sich mehrere Einwohner am Saume des Waldes auf Kundschaft, um mit Gewißheit die Richtung, welche der Zug nehmen würde, zu erfahren. Nachdem man aber gewahrte, daß derselbe seine Richtung durch eine schattige Allee nach dem „Grauen Hause" nahm, wechselten einige der Neugierigen mit anderen verstohlene Blicke, andere zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen hin, als ob sie eine höchst wichtige Nachricht weit hinaus zu verbreiten hätten.

Indessen verfolgten die Reisenden ihren Weg immer weiter; der Wagen fuhr langsam und schwerfällig auf einem ebenen, halb sandigen, halb mit Gras bewachsenen Weg dahin und der Eingang in den Wald hüllte ihn bei anbrechendem Abend in tiefe Dunkelheit. Diese Einsamkeit machte auf die beiden im Wagen sitzenden Frauen einen höchst ängstigenden Eindruck. Denn wenn gleich sie noch

immer die freundliche Stimme Vater Binet's hinter sich vernahmen, dem der Verwalter die Namen der verschiedenen Abtheilungen des Holzes nannte; so schien doch ihre üble Laune von Augenblick zu Augenblick zuzunehmen. Das Klatschen des Fuhrmannes mit der Peitsche ließ sie sogar erzittern; dennoch schwiegen sie fortwährend und blickten nach den entgegengesetzten Seiten, gleichsam als fürchteten sie sich, eine der andren ihre Unruhe zu verrathen.

Es war fast ganz dunkel geworden, als man in der Nähe des „Grauen Hauses" anlangte. Je mehr man sich ihm näherte, desto mehr bot die Landschaft einen strengen und traurigen Anblick dar; die Bäume standen so eng, daß die schwachen Lichtstreifen, die der Himmel noch zeigte, nicht durchzubringen vermochten. Ein wenig aus den in der Nähe belegenen Kohlenbrennereien entwichener, über die Erde wegstreifender Rauch stauchte sich in dem Buchholze und verbreitete, von einem Windstoße gehoben, dunstige Massen, die sich mit einem weißen, unbeweglichen Nebel, der aus einem nahe gelegenen Teiche sich entwickelte, verbanden. In dieser beengten Atmosphäre verloren sich die Töne ohne Echo; und wäre das Gemurmel der Stimmen, das

Geräusch der Schritte und das Getöse, welches die Wagenräder verursachten, nicht gewesen, dann hätte die Stille Furcht erregen können.

Plötzlich spitzte das Pferd die Ohren und drehete um; ein schwarzer Vogel, welcher sein Nachtquartier auf einem an der Seite des Weges aufgestellten hölzernen Kreuze genommen hatte, flog mit einem widrigen und ängstlichen Geschrei, aufgeschreckt aus seiner Ruhe, davon. Die beiden Frauen konnten eines Schreies sich nicht erwehren, obgleich der Fuhrmann das Pferd bereits am Zaume gefaßt und seinen Schreck bemeistert hatte. Der Forstaufseher trat an den Wagen.

„Was habt Ihr denn! es ist nichts, meine Hühnchen; oder habt Ihr vielleicht Furcht vor einem Raben?"

„Aber was bedeutet dieses Kreuz, Herr Dubreuil?" fuhr er, sich an den Verwalter wendend, fort.

„Es bezeichnet, erwiederte Herr Dubreuil mit einer gewissen Befangenheit, die Stelle, wo man dem armen Teufel aufgelauert hat. Sie wissen es doch? Dem andern. . . . . Joseph Dücros."

„Ah! Henker!"

Vater Vinet nahm nun seinen Hut ab und machte fromm das Zeichen des Kreuzes, bedeckte sich dann wieder und nahm ruhig die Unterhaltung wieder auf.

Die Frauen hatten diese Mittheilung des Herrn Dubreuil gehört und sich mit Schauder umgedreht; der Wagen kam indeß seinem Ziele immer näher, es schien jetzt, als ob man bergab fahre, denn das Pferd bedurfte nun nicht mehr der Anreizung durch die Peitsche, um schneller zu laufen. Nachdem man vielleicht noch einige Minuten so fortgerollt war, hielt der Wagen plötzlich still und der Verwalter sagte nun:

„Wir sind am Ziele, Vater Vinet; treten Sie ein und besetzen Sie Ihre Wohnung.“

II.

Die Einführung.

Man befand sich in der Tiefe einer Art dunkeln Trichters. Obgleich zwei ebene, sorgsam unterhaltene Wege sich in dieser Gegend kreuzten, so war es doch nicht möglich, eine abgeschiedenere und wildere Lage sich zu denken. Das Haus selbst hatte, ungeachtet seiner neuesten Ausbesserungen, immer noch ein widerliches Ansehen. Seine hermetisch geschlossenen Fensterladen, seine vom Schimmel benagten Mauern, sein mit Hauslaub und Trikmadam bewachsenes Dach trugen einen unauslöschlich trostlosen Charakter. Es war niedrig, eingedrückt und hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschosse. Nach hinten gewahrte man, gegenüber einem freien

Platze mit einer Fliederhecke, ein unförmliches Gartenstück, jedoch hatte man keine Aussicht, daß die Gemüse in dieser Vertiefung ohne Sonne gedeihen würden; und in der That erndtete man in demselben nur ungeheuere Disteln und Nesseln. Endlich war auch das Gebäude nicht hinreichend von den dasselbe umschließenden großen Bäumen befreit worden, obgleich man eine beträchtliche Menge frisch abgehauener Zweige an einer Seite seiner Mauern angehäuft hatte; es hatte also der erste Anblick der neuen Wohnung die Seele der armen Reisenden nicht erfreuen können.

Während dessen betrachtete der Aufseher, auf seine Flinte gestützt und durch die Zähne pfeifend, seine künftige Residenz. Nach einer einige Secunden währenden Prüfung begnügte er sich zu murmeln: „Ah! Henker!" ohne irgend weiter seine Zufriedenheit oder sein Mißfallen auszudrücken. Seine Frau jedoch, eben so wenig wie seine Tochter, zeigten diese Zurückhaltung.

„Großer Gott! sagte Fanchette Binet mit einem tiefen Seufzer, wie ist doch diese Gegend so traurig!"

„Dies ist eine Grabesstätte! erwiederte die Mut-

ter im Tone der Verzweiflung; ja, dies ist ein Grab, in dem wir Alle bleiben werden."

Das Familienhaupt näherte sich ihnen mit Lebhaftigkeit und sagte mit leiser Stimme:

„Wollt Ihr still sein, Ihr Gänschen; erkennet Ihr so die Güte, welche man für Euch hat? Eine so gute Stelle! ein so schönes Gehalt! Wenn man Euch hörte! . . . Bei Nacht sieht man Alles schwarz; morgen am Tage wird Alles anders sein. . . . . Erwartet dieses und kommt herunter, fügte er lauter hinzu; Herr Dübreuil wird gewiß Eile haben, nach dem Schlosse zurück zu kommen . . . . Komm, Frau, komm her, Du mein armer Choupille; er muß ganz steife Gelenke von dem langen unbeweglichen Liegen im Wagen erhalten haben."

Jedoch war Choupille schon längst lustig und fröhlich vom Wagen herabgesprungen, tanzte zwei oder drei Male um seinen Herrn herum, beschnüffelte aber dann die Mauern des Hauses, gleichsam als wollte er sich mit seiner neuen Wohnung bekannt machen. Die beiden weiblichen Reisenden beeilten sich gleichzeitig, den Fuß wieder auf die Erde zu setzen, worauf der Aufseher auch sofort im Beistande des Fuhrherrn den Wagen von sei-

nem Inhalte zu befreien und Kisten und Kästen herabzunehmen begann.

Andererseits hatte Herr Dübreuil ein Bund Schlüssel aus seiner Tasche gezogen und es nach vieler Anstrengung dahin gebracht, daß sich die Thür des Grauen Hauses in ihren Angeln bewegte. Als man in das erste Zimmer eintrat, welches das unterste Stockwerk bildete, herrschte hier vollständige Dunkelheit; ein moderartiger Geruch, wie er den Höhlen und Kellern zu entsteigen pflegt, war hier vorherrschend, und eine feuchte Kälte erzeugte Schauer. Der Verwalter bemühete sich sofort, die Fensterläden zu öffnen, um reine, frische Luft eindringen zu lassen, so daß es auch selbst möglich wurde, dieses Hauptzimmer der Wohnung noch bei der letzten Dämmerung zu prüfen.

Es war dasselbe ziemlich groß, mit Backsteinen gepflastert und an seinem äußern Ende mit einem steinernen Kamine versehen. Die Fenster, welche sowohl nach der Straße, als nach dem Garten zu außer mit Läden noch mit dicken eisernen Stangen verschlossen waren, schützten gegen etwaige Einfälle von Außen. Man hatte sich Mühe gegeben, diesen Saal in guten Stand zu setzen, jedoch konnte

man an dem neu auf die Wände aufgetragenen Kalke noch ganz gut die Spuren von eingedrungenem Regen erkennen. Einige sehr einfache Möbeln, ein Bett, ein Tisch, Stühle, Schränke standen in großer Unordnung umher.

„Verdammte Handwerker! murmelte der Verwalter wie zu sich selbst; haben sie auf solche Weise meine Anordnungen befolgt? Aber wenn man nicht zugegen ist, um mit eignen Augen zu sehen.... Sollten die Schelme dies absichtlich gethan haben? Das ganze Land steht ja mit diesen verteufelten Wildschützen in Verbindung!"

Mit allen Verhältnissen und Einrichtungen des Hauses vertraut, stieg er nun auch die Treppe hinauf, um die Fenster der obern Etage zu öffnen. Während dieser Zeit blieben nun auch die beiden Frauen nicht unthätig; als der erste Augenblick der Bestürzung vorüber war, sagte ihnen ihr Hausfrauen-Instinkt, was sie zu thun hätten. Die Mutter brachte die Möbeln in Ordnung, reinigte sie vorläufig auf das Beste; die Tochter holte ein Bund trockener Reiser vom Hofe, zündete Feuer im Kamin an, um sowohl das Zimmer zu beleuchten, als auch die Feuchtigkeit aus demselben zu ent-

fernen. Andererseits arbeiteten Binet und der Fuhrmann eifrigst daran, den Wagen von seiner Bürde zu befreien, und zwar so, daß schon nach Verlauf einer Viertelstunde Alles ein anderes Ansehen erhalten hatte. Das Gepäck war sorgfältig in einen Winkel gestellt worden, jedes Geräth hatte seinen Platz gefunden, eine angenehme Symmetrie folgte der Unordnung; und endlich fing auch das Haus, das so lange still und verlassen gewesen war, wieder an, sich zu beleben.

Nunmehr sprach Herr Dubreuil davon, nach dem Schlosse zurückkehren zu müssen. Der würdige Verwalter war methodisch regelmäßig in seinen Gewohnheiten und seine Abendessenszeit nahe. Indeß ängstigte es ihn vielleicht, noch länger in dem Walde zu verweilen.

„Nun! Vater Binet! begann er, während er sich erhob, richten Sie sich nur ein. Nicht wahr, Sie haben meine Verhaltungsbefehle wohl verstanden? Ihre Collegen werden Sie schon noch mit dem bekannt machen, was Sie wissen müssen und Sie werden sich daher mit ihnen verständigen. . . . Ach! ich hatte vergessen . . . . Die zweite Allee links führt nach der Fasanerie, und die Frau Gräfin

reitet dort öfters spazieren; tragen Sie, wenn Sie Ihre Gebieterin dort wissen, Sorge für dieselbe, bewachen Sie sie und schützen Sie sie vor jeder Beleidigung; dann, wenn Sie vielleicht einigen Personen aus dem Schlosse Barneville, welche ihren Weg auch, um sich nach Saint-Leger zu begeben, durch diese Allee zu nehmen pflegen, begegnen sollten, dann behandeln Sie dieselben mit der größten Achtung; Herr von Barneville und seine Mutter, die gute alte Baronin, sind mit der Familie von Ganges sehr befreundet."

„Verstanden! Verstanden, Herr Dubreuil, erwiederte der Aufseher. Ich werde ein wachsames Auge auf unsere gute Gebieterin haben. Sie ist ja beinahe mein Kind, denn ich habe sie sehr klein gekannt! . . . Ja, ja, die Wilddiebe sollen ihr eben so wenig wie den Fasanen des Herrn Grafen, so lange ich zugegen bin, nahe kommen, dafür bürge ich Ihnen. . . . Aber, aber, zum Henker! es giebt mehrere Arten von Wildschützen, wie das Lied sagt."

Der gute Mann fing dermaßen an zu lachen, daß er sich seinen dicken Bauch halten mußte.

Dubreuil schien noch irgend etwas sagen zu

wollen, wußte aber dies nich auf eine zarte Weise anzufangen, sondern entgegnete mit einiger Befangenheit:

„Hören Sie, Vater Binet, ich weiß, Sie sind sanft wie ein Lamm, aber unbeugsam in Ausübung Ihrer Pflichten. Gerade wegen dieser Unbeugsamkeit und wegen des besonderen Wohlwollens der Frau Gräfin für Sie, hat man Ihnen bei Besetzung dieser Aufseherstelle den Vorzug vor andern Bewerbern gegeben. (Man sieht, wie der Herr Verwalter lügt!) Es ist daher auch wohl nicht mehr als billig, daß Sie sich dafür einigen Gefahren aussetzen werden, um diese Gunst zu verdienen. . . . Indeß (glauben Sie mir, dies ist der Rath eines Freundes,) lachen Sie nicht zu sehr über diese Wildschützen, mit denen Sie zu thun bekommen werden, und versäumen Sie keine Vorsicht, welche die Klugheit zu Ihrer Sicherheit gebietet. . . . Nicht wahr, Sie verstehen mich? Sie sind Familienvater; machen Sie sich daher mit dem Gedanken vertraut, daß Ihre nunmehrigen Geschäfte kein Kinderspiel sind."

„Zum Henker! Wem sagen Sie dies? antwortete Binet. Ein Kinderspiel würde sich für ei-

nen Mann in meinen Jahren nicht wohl passen. Aber wenn ich zu lange schliefe, wenn ich nicht wie der ewige Jude liefe, und wenn ich nicht unruhig hin und her mich bewegte, dann würde ich fett und faul werden; ich frage sie daher, wozu könnte ein dickbäuchiger Aufseher wohl nützen? ich thue dies aus Gesundheits-Rücksichten, wenn ich den Waldfrevlern beschwerlich falle . . . Ich danke Ihnen indeß herzlich, Herr Dubreuil, denn Sie sagten mir dies in guter Absicht, fuhr er mit einer dankbaren Miene fort, ich würde jedoch meine arme Haut auf das Beste zu vertheidigen wissen; denn wenn man gerade nicht der Stärkere ist, dann muß man dafür der Listigere sein. . . . Zum Henker! Wir werden ja sehen! wir werden ja sehen! . . . . Doch was hat denn der verdammte Hund zu heulen?"

In der That hatte Choupille, der Hund des Waldaufsehers, sich damit beschäftigt, schnüffelnd die Winkel mit der den Hunden so eigenthümlichen Neugierde zu untersuchen. Bald war er indeß vor einem Quader des Fußbodens stehen geblieben, hatte sich dann plötzlich niedergelegt und dieses klagende, Herz zerreißende Heulen hören lassen, an das der gemeine Mann stets Gedanken

von schlechter Vorbedeutung zu knüpfen pflegt. Die selbst sehr abergläubische Madame Binet wollte ihn zwar wegtreiben und zum Schweigen bringen, das Thier aber kauerte sich, nachdem es zwei bis drei Male durch den Saal gelaufen war, wieder auf derselben Stelle nieder und begann dasselbe Geheul.

Fanchette Binet stellte nun ein brennendes, eben angezündetes Licht auf den Tisch, beleuchtete dann den Fußboden, um die Veranlassung des Schrekkens Choupille's zu entdecken. Nun war es möglich, auf den Quadern mehrere breite, schwärzliche, auf den Mauersteinen eingetrocknete Streifen zu unterscheiden.

„Heilige Jungfrau! sagte die Frau des Aufsehers, man möchte diese Streifen für getrocknet Blut halten!"

Herr Dubreuil runzelte die Stirn.

„Ihr verruchten Handwerker! murmelte er, ich hatte doch befohlen, Alles so sorgfältig wie möglich abzuwaschen . . . . Jedenfalls ist dies aus Böswilligkeit unterlassen!"

Binet allein hatte seinen unveränderlichen Gleichmuth bewahrt.

„Blut! erwiederte er, während er auch seiner-

seits diese Spuren prüfte; zum Henker! da geht mir ein Licht auf . . . man hat wahrscheinlich an einem Jagdtage das geschossene Wild hier nieder gelegt. Die verschlossenen Häuser sind feucht und nichts kann darin vollständig austrocknen. . . . Bah! ein wenig Wasser wird alles wegwaschen."

Herr Dubreuil war sichtbar verstimmt, nahm plötzlich Abschied und während ihn Vinet mit Achtung bis zur Thürschwelle begleitete, raunte ihm der Verwalter in's Ohr:

„Das Blut war weder von einem Dammhirsche noch von einem Rehe . . . Denken Sie daran, Vater Vinet! denken Sie oft daran und . . . gute Nacht. Sie würden mir vielleicht darüber mehr sagen, als ich zu hören wünsche; nur guten Muth, Vater Vinet."

Zu gleicher Zeit wendete er sich um, als ob der Anblick dieses einfachen, ehrlichen und anständigen Mannes, den er an diesem verruchten Orte zurückließ, ihm Gewissensbisse verursache; er stieg auf den Wagen, nahm neben dem Fuhrmanne seinen Platz und fuhr schnell davon.

Als der Aufseher in das Haus zurücktrat, fand er seine Frau und Tochter weinend, und bevor er

sie nach der Ursache ihres Schmerzes fragen konnte, warfen sich ihm beide zu Füßen.

„Laß uns wieder abreisen, mein armer, theurer Mann, laß uns abreisen, sagte Susanne mit gebrochener Stimme, laß uns nicht eine Minute länger hier bleiben. Retten wir uns aus diesem fürchterlichen Hause, das Blut ausschwitzt! Während der Anwesenheit des Verwalters wollte ich mich nicht beklagen, aus Furcht, Dich zu beleidigen; aber ich bin unglücklich seit einer Stunde, seit ich den abscheulichen Zustand kenne, in den wir gekommen sind! Laß uns abreisen, sage ich Dir; wenn es sein muß, wollen wir lieber im Walde schlafen, jedoch hier bleibe ich die Nacht hindurch nicht; ich würde vor Furcht und Angst sterben, ich würde wahnsinnig werden! Ach! wer mir das in la Rochette, wo uns so wohl war, hätte sagen können, daß man uns an einen Ort schicken würde, wo nur von Mördern die Rede ist, wo man nur widrige Sachen sieht, wo man uns nur von schlechten Vorbedeutungen erzählt!"

Der von diesem Redefluß ganz betäubte Aufseher wußte nicht, welche Antwort er geben sollte. Fan-

chette, entschlossener wie ihre Mutter, war nicht weniger dringend.

„Mein liebes Väterchen, sagte sie, dieser Posten sagt Dir nicht zu .... Heute Abend sprachen die Leute im Dorfe von uns, wie von zum Tode Verurtheilten .... Oh! ich bitte Dich inständigst, denke nicht daran, Dich hier festzusetzen; ich meine nicht, daß wir augenblicklich aufbrechen, wie dies meine arme Mutter will, denn wo könnten wir wohl in dieser Stunde hingehen wollen? Aber morgen früh, wenn es Tag geworden ist, stelle Dich der Frau Gräfin, unserer Beschützerin, vor; sage ihr, daß Du der Mann nicht seiest, der für eine solche Aufseherstelle passe; sage ihr, Du besäßest weder die Standhaftigkeit noch die gehörige Stärke, um die entfesselten Teufel von Saint-Leger zur Vernunft zu bringen und bitte sie um Erlaubniß, nach la Rochette zurückkehren zu dürfen, wo Du das ganze Jahr hindurch nicht zwei gerichtliche Termine gehabt hast .... Denn das weiß ich ja, da ich Dir die Anzeigen an das Gericht geschrieben habe! .... Deine frühere Stelle ist anderweitig noch nicht wieder besetzt und man wird keinen Anstand nehmen, sie Dir wieder zu übertragen; die

Frau Gräfin ist ja, trotz ihrer Traurigkeit, so gut. . . . Sie wird den Grund wohl verstehen, dessen bin ich gewiß, und wird Mitleid mit unseren Thränen haben . . . . Nicht wahr, Du thust dies? Denn siehst Du, sie werden Dich umbringen! Diese Wilddiebe sind Mörder! und was würde dann wohl aus uns, meiner Mutter und mir, wenn Du uns fehltest?"

„Ja, ja, sie werden ihn gewiß tödten! rief die Mutter unter verdoppeltem Schluchzen. Binet, habe Mitleid mit uns und Dir . . . . bringe uns nach la Rochette zurück."

Der von den demüthigen Bitten dieser beiden ihm so theuern Personen und durch ihre krampfhaften Schmeicheleien halb betäubte Aufseher stammelte einige abgebrochene Worte heraus, und bald floßen auch Thränen über seine vollen Backen; nicht etwa, daß er die Furcht seiner Frau und Tochter getheilt hätte; — Binet konnte nur nicht weinen sehen, ohne selber mit zu weinen.

Endlich setzte er sich auf eine Bank vor dem Kamin zwischen Beide, umfaßte sie mit seinen Armen und sagte in schmeichelndem Tone:

„Hört, Kinderchen! seid vernünftig; es bricht

mir Arm und Bein, Euch so ängstigen zu sehen. . . . Ich bin Aufseher, nicht wahr? Nun wohl! dann muß ich meine Pflicht thun. Wenn man mir ein Amt überträgt, so muß ich dasselbe verwalten; das ist doch klar . . . . Und denkt Ihr denn, zum Henker! achthundert Franken Gehalt, freies Holz, so viel wir verbrauchen wollen, alljärlich einen Sack Korn, das Recht, monatlich für mich einen Hasen und wöchentlich ein Kaninchen tödten zu dürfen, sei gar nichts? Ein königlicher Förster kann nicht besser gestellt sein. Da unten in la Rochette lebten wir ganz gemüthlich, das ist wohl war; es war wenig zu thun, es war ein wahres Faullenzerleben; deshalb wurde mein Bauch so dick, ich fürchtete, in meinem Fette zu ersticken. Ueberdies war kein Gewinn; das Gehalt war nicht der Rede werth, das elende, was? Jetzt ist das etwas Anderes; wir haben zwar Abzüge, aber wir können doch einen Nothpfennig sammeln. Wir legen alljährlich fünfhundert Franks bei Seite und besitzen in drei Jahren fünfzehnhundert Franks, mit denen wir die arme Fanchette ausstatten können; sie ist zwanzig Jahre alt, niedlich, liebenswürdig, eine gute Wirthin und nicht dazu da, der

heiligen Catharine den Kopfputz zu machen . . . . Hm! was sagst Du dazu, mein Puttchen? fügte er hinzu, indem er sein Gesicht dem seiner Tochter nahe brachte, wirst Du nicht zufrieden sein, einen braven hübschen Jungen zum Manne zu haben und ihm an Deinem Hochzeitstage eine hübsche Schürze voll Thaler mitbringen zu können? zum Henker!"

„Sprich nicht vom Heirathen, Vater, entgegnete Fanchette erröthend; ich will weder Dich noch die Mutter verlassen; überdies liebe ich Niemanden! . . . . Beunruhige Dich daher nicht wegen meiner Mitgift, sondern denke nur daran, Dich uns zu erhalten."

„Ja, wahrlich! erwiederte Susanne Binet in einem neuen Schmerzausbruche, würden wir weit gekommen sein, falls Dich ein Schuß trifft, wie den armen Dücros, den Du ersetzen willst!"

„Flintenschuß! Flintenschuß! wiederholte der Aufseher etwas ungeduldig; zum Henker! meine Hühnchen, weiter habt Ihr nichts auf den Lippen . . . . Man bringt so leicht keinen Christenmenschen um, ohne zu wissen, weshalb; der Frühere, der Verstorbene, hatte die Räuber schlecht behandelt,

bevor er sein Theil bekam .... Ein augenscheinlicher Fehler, wie ich Euch sage, ein augenscheinlicher Fehler! Diese Wilddiebe lieben es, Gerüchte zu verbreiten, um Schrecken zu erregen. Sie erwecken mehr Furcht, als sie Böses thun. Laßt sie mich nur erst besehen; ich kenne Kunstgriffe, und ich werde sie bei ihnen anwenden .... ja, zum Henker! ich werde sie bei ihnen in Anwendung bringen!"

„Du hast also nicht die Absicht, zur Frau Gräfin zu gehen, und sie zu bitten, uns nach la Rochette zurückzuschicken?" rief Fanchette.

„Du zwingst uns also, in diesem abscheulichen Hause wohnen zu müssen, in dem wir Alle umkommen werden?" fragte Susanne, während sie in Verzweiflung die Hände rang.

Vergebens versuchte es der arme Aufseher, sie zu besänftigen; Versprechen, Bitten, Alles scheiterte.

„Höret mich nun an, ihr Hühnchen! sagte er endlich in einem Tone, in dem sich Zuneigung mit Festigkeit vermischte, ich mache Euch einen Vorschlag: es ist mir unmöglich, auf diese Weise meine Stellung zu verlassen; ich würde mich entehren. Wartet noch einige Tage, bis dahin wird mir

Manches klar geworden sein und ich werde einen Maßstab für diese Schufte von Wilddieben gefunden haben. Wenn ich dann keine Aussicht habe, zu meinem Ziele zu gelangen, und wenn mir die Gefahr dann zu ernst scheint, dann werde ich um meine Versetzung bitten, glaubt meinem Worte. Denn ich würde eben so wenig auf einem Posten bleiben, dessen Pflichten zu erfüllen ich mich außer Stande sehe; denn das hieße seiner Herrschaft das Geld stehlen .... Aber nun, ihr Lieben, ist hiermit Alles vorbei; es ist Zeit zum Schlafengehen, denn wir haben morgen tüchtige Arbeit; und Ihr habt mich mit Euren Jeremiaden mehr ermüdet, als wenn ich zehn Stunden lang einen Wilddieb verfolgt hätte!"

Die Mutter und Tochter hätten zwar viel günstigere Zugeständnisse gewünscht; sie schienen sich jedoch zu bescheiden und fingen in der Hoffnung, des Nächsten dieses verhaßte Haus verlassen zu können, an, die Vorbereitungen für die Nacht zu treffen.

Das Zimmer des Erdgeschosses war unstreitig wohl das weitläufigste und am Besten eingerichtete; jedoch weigerten sich die Frauen durchaus, in dem-

selben zu schlafen; die Blutspuren, um die Choupille fortwährend schnüffelnd umherlief, hatten ihnen einen unbesiegbaren Abscheu eingeflößt. Man kam daher überein, gemeinschaftlich in dem oberen Zimmer zu schlafen, während das Familienhaupt, viel weniger empfänglich für dergleichen Eindrücke, allein in dem unteren Zimmer bleiben würde.

Als man über diesen Punkt sich geeinigt hatte, war auch die Einrichtung in wenig Augenblicken getroffen; Vater Vinet begleitete die Frauen in ihr Zimmer, tröstete sie, ermuthigte sie mit liebenden Worten und stieg, nachdem er sie noch beide umarmt hatte, die Treppe zum untern Zimmer wieder hinab. Dann versicherte er sich, daß Thüren und Fenster gehörig verschlossen seien, entkleidete sich dann gähnend, löschte das Licht aus und legte sich zur Ruh.

Ungeachtet seines Optimismus (Alles von der besten Seite zu nehmen) und ungeachtet seiner unzerstörbaren Heiterkeit schlief der Aufseher doch nicht so schnell ein, wie gewöhnlich.

Eine Menge Ueberlegungen traten vor seinen Geist und regten sein ohnehin ein Bischen schweres Blut auf. Er überschaute nun die Schwierigkei-

ten und Gefahren seiner Stellung, an die er, um die Wahrheit zu sagen, bis jetzt noch nicht gedacht hatte. Aber diese Betrachtungen befestigten nur, statt ihn zu erkalten, seinen Entschluß und er murmelte, indem er sich auf seinem Lager umdrehete:

„Ah! zum Henker, hier werde ich wohl mager werden.“

Nichts desto weniger wurde sein Kopf immer schwerer und immer mehr unterlag er der Einwirkung des Stillschweigens und der Dunkelheit. Unmerklich trat die Erinnerung an den Unglücklichen, dessen Wohnung und Bette er jetzt inne hatte, in sein Gedächtniß. Er sah die einsame, durch ein Kreuz bezeichnete Gegend, wo derselbe beerdigt war; er glaubte, die Seufzer des Verwundeten zu hören; vergegenwärtigte sich die Aufseher, seine Collegen, wie sie seinen Leichnam in das „Graue Haus“ trugen und ihn in diesem Zimmer nieder legten, auf die Stelle, die noch die Spuren seines Blutes trug. Dieses Blut selbst schien sich zu verdicken und eine Gestalt anzunehmen; ein stiller und unbeweglicher Schatten stand im Hintergrunde, wenige Schritte von seinem Bette und sah ihn traurig an. . . . Augenscheinlich war der Aufseher im Ein-

schlafen begriffen, seine Gedanken schwammen schon in diesem schwankenden Bilde, das weder ein Wachsein noch den Schlaf bedeutet.

Plötzlich ließ sich eine dumpfe, hohle Stimme an dem andern Ende des Zimmers vernehmen.

„Nimm Dich in Acht, Binet!“ sagte diese Stimme in einem weinerlichen Tone.

Dem guten Manne kamen Anfangs ganz eigenthümliche Gedanken; er glaubte nämlich gutmüthig an eine übernatürliche Erscheinung und ein leichter Schauer durchrieselte seine Glieder. Während er so bestürzt blieb und sich kaum zu bewegen wagte, begann die Stimme in einem noch todtenähnlicheren Tone:

„Nimm Dich in Acht, Binet!“

Aber ein derartiger Eindruck war seiner Natur zu sehr entzogen, als daß ihn der kräftige Waldaufseher anders als mit Ueberraschung hätte aufnehmen können. Dieses Mal war sein Schlaf sofort verscheucht; er richtete sich in seinem Bette auf und suchte sich über diesen Vorfall vollständig Rechenschaft zu geben.

Das Feuer war erloschen; undurchdringliche

Dunkelheit herrschte in dem Zimmer. Jedoch war Vinet sicher, daß Niemand zu ihm hatte gelangen können, denn er selbst hatte, als er sich schlafen legen wollte, von der Festigkeit des Verschlusses aller Oeffnungen sich überzeugt. Fast wäre er daher von dem Gedanken, daß er es mit einem übernatürlichen Wesen zu thun habe, überzeugt worden, wenn ihm nicht zum dritten Male dieselbe Warnung zugekommen wäre. Dieses Mal bemerkte der Aufseher, daß die Stimme aus dem Schornsteine kam und argwöhnte daher irgend eine Hinterlist.

„Nun, fragte er mit fester Stimme, wer bist Du denn eigentlich, der auf diese Weise mit mir spricht?“

„Ich bin, antwortete man, Joseph Dûcros, Dein Vorgänger. Die Wilddiebe haben mich bei der „verbrannten Eiche“ umgebracht.“

„Ah, zum Henker!“ erwiederte Vinet.

Jedoch zeigte er keine Furcht mehr, und, ganz leise aus dem Bette springend, zog er schnell einige Kleider an.

„Ja, antwortete die geheimnißvolle Person in

einem Tone, der sie einen Furcht erregenden Anstrich zu geben suchte, ich bin hierher gekommen, Dir eine gute Lehre zu geben ..... Die Leute dieser Gegend haben Deinen Untergang beschlossen, wenn Du nicht vernünftiger bist, wie ich, das heißt, wenn Du ihr Leben beeinträchtigst und ihnen ihre Jagdgeräthschaften nimmst, wenn Du sie ohne Unterlaß verfolgst, wenn Du ihnen fortwährend Prozesse an den Hals wirfst und sie in das Gefängniß werfen läßt, dann wirst Du eben so elendiglich umkommen, wie ich!"

Die Stimme schwieg nun, ohne Zweifel um dem Aufseher Zeit zu lassen, diese fürchterlichen Drohungen sich zu überlegen. Jedoch schien der Aufseher nicht zu sehr von dieser ihm aus der andern Welt gekommenen Mittheilung aufgeregt worden zu sein, und er begnügte sich nur zu murmeln:

„Ah, zum Henker!"

Darauf schlich er mit bloßen Füßen und halb bekleidet zu dem Haken, an dem sein geladenes Gewehr hing, bemächtigte sich der treuen Waffe und schritt vorsichtig auf die Thüre los, um sie aufzuriegeln. Unglücklicher Weise konnte er, bei seiner völ-

ligen Unkenntniß des Hauses und in der Dunkelheit, dies nicht mit der gehörigen Schnelligkeit bewerkstelligen; auch öffnete sich die durch Feuchtigkeit verquollene Thür nur mit Anstrengung und großem Geräusch. In demselben Augenblicke schien auch eine auf dem Dache sich befindende Person den Lärm zu vernehmen, kroch längs der Böschung entlang, sprang über die trocknen, an der Mauer aufgehäuften Baumzweige, von da auf die Erde und gab mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit Fersengeld. Vater Binet kam gerade zur rechten Zeit, um eine unbestimmte Gestalt sich in dem zur Seite des Grauen Hauses gelegenen Buschholze verlieren zu sehen.

Er stand rein bestürzt, die Kolbe seines Gewehrs auf den Fußboden stoßend, wie ein angehender Jäger da, an dessen Füßen ein Haase vorüber läuft.

„Ah, zum Henker! rief er aus, ich komme zu spät!"

Und so begann er aus vollem Halse zu lachen.

Indeß wagte er es doch nicht, sich in einen Hinterhalt zu legen, aus Furcht, sich zu verirren

und dann wohl gar den Hals zu brechen; überdies konnten sich Wilddiebe gerade in dieser Gegend aufhalten, und dann würde es sehr unklug gewesen sein, sie in ihren Schlupfwinkeln zu beleidigen.

„Schadet nichts! sagte der Aufseher zu sich, ich werde den Schurken schon wiederfinden; er ist die Allee hinunter gegangen und so wird es mir morgen leicht werden, seine Fußtapfen zu besehen.... Ah, zum Henker! ich hatte die Absicht, diese Wilddiebe zu belästigen, sie aber sind behender gewesen wie ich und haben mich zuerst aufgesucht. Meiner Treu! sie haben mich nicht verfehlt."

Als er in das Haus trat, fragten ihn seine Frau und Tochter, die von dem Lärmen erwacht waren, in einem ängstlichen Tone von der oberen Treppe herab:

„Was ist Dir begegnet, mein armer Vinet?"

„Was ist denn geschehen, lieber Vater?"

„Schlaft, schlaft, Ihr Lieben, antwortete der gute Mann, während er die Hausthüre sorgfältig verschloß; es ist nichts .... eine Posse .... eine Geschichte zum Lachen .... Gute Nacht, schlaft wohl."

Die beiden nun beruhigten Frauen gingen in ihr Zimmer zurück. Der Aufseher selbst aber warf sich wieder auf sein Bett und schlief ruhig bis zum andern Morgen.

III.

Die ersten Besuche.

Mit dem anbrechenden Tage waren die Mutter Binet so wie Fanchette auf den Füßen, um nun ihre Einrichtung zu vervollständigen. Jedoch so früh sie auch aufgestanden waren, so war der Aufseher doch noch zeitiger aufgestanden, hatte das Haus, ohne irgend Jemand etwas zu sagen, schon vor Tage verlassen, um mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit den ihm übertragenen Wirkungskreis zu besichtigen.

Gegen neun Uhr waren die Geschäfte der guten Hausfrauen schon ziemlich weit vorgerückt; die Steinquadern waren gewaschen, die unglücklichen Blutspuren, welche die armen Frauen so sehr in

Schrecken gesetzt hatten, waren verschwunden; die glänzend polirten Möbeln waren auf die bestimmten Plätze gestellt, die Kisten und Kasten waren verschwunden; Porzellanteller und Schüsseln zierten einen Anrichtetisch von eichenem Holze; die kupfernen Gefäße glänzten wie Gold an den Wänden. An den Fenstern hingen schneeweiße Gardinen, während ein blau und gelb gestreifter Vorhang mit Franzen das eheliche Bette umgab.

Susanne Binet konnte sich nicht enthalten, einen Blick voll Freude und Genugthung auf dieses jetzt so nette und gut eingerichtete Zimmer zu werfen; dann ließ sie die Tochter das Frühstück für den Vater, der nun nicht mehr lange ausbleiben konnte, bereiten und trat währenddem vor die Thüre, um sich zu überzeugen, ob die Reinlichkeit außerhalb der im Innern entspreche.

Am hellen Tage bot die Wohnung nicht den finstern Anblick dar, wie am vorigen Abende, und die traurigen Erinnerungen, welche sie noch hervorzief, wirkten nun viel geringer auf die Einbildungskraft der neuen Bewohner. Das Wetter war schön; die Sonne hatte eben den leichten Nebel rerstreut, welche die Septembermorgen charakterisiren,

und vergoldete nun die Spitzen der hohen Bäume, Thautropfen perlten auf den grünen Kräutern; die Schwalben flogen in den Zugängen umher und die Sperlinge zirpten auf dem Dache. Einige seltene Schmetterlinge begannen mit ihren noch feuchten Flügeln langsam ihr unstätes Umherflattern. Ueberall lachende Bilder, harmonische Töne, bezaubernde Ruhe.

Nichts desto weniger entrunzelte sich Susanne's Stirn beim Anschauen dieses dem ersten so entgegengesetzten Bildes nicht. Die Ueberlegungen, die Schrecken, die fürchterlichen Träume in der vergangenen Nacht waren in ihrem Gedächtniß noch zu lebendig. Außerdem, wir wollen es gleich sagen, war Susanne Binet eines jener krankhaften Gemüther, die Alles schwarz sehen und sich in unaufhörlichen Klagen bei jedem noch so einfachen Vorfalle im Leben aufzehren; sie war eine wahre Thränenurne, stets bereit, sich zu ergießen. In der Regel wurde auch der Aufseher von den unentscheidbaren Klagen seiner Frau wenig gerührt, und hätte am Morgen nicht Fanchette, die einen viel geraderen und gebildeteren Geist besaß wie ihre Mutter, ihre Stimme erhoben, um ihn zu beschwören, auf

seine Sicherheit bedacht zu sein, dann würde er sich gar nicht um Susanne's Wehklagen bekümmert haben.

Eine Person von solcher Gemüthsart mußte natürlich die Augen von den angenehmen Einzelnheiten dieser Scene abwenden, um sie auf den traurigen Winkel zu werfen, in dem ihre melancholische Manie Nahrung finden konnte. Sogar suchte diese arme Frau maschinenmäßig in der Ferne das hölzerne Kreuz zu entdecken, das aufgestellt war, um den Wanderer die Erinnerung an einen Mörder in das Gedächtniß zu rufen; jedoch war das Kreuz in dieser Entfernung, und da dasselbe von dickem Gesträuch umgeben war, nicht leicht zu erkennen. Als sich Susanne vorbog, um besser sehen zu können, gewahrte sie einen Mann in ländlicher Kleidung, blauer Blouse und breitkrämpigem Hut auf dem erhöhteren Theile des Zugangs. Er schlenderte ganz nachlässig und schleifte, wie in Gedanken vertieft, seinen Stock, dessen Band er in der Hand hielt, im Sande neben sich her; man hätte ihn für einen ruhigen Spaziergänger oder einen Reisenden halten können, der wenig Eile hatte, sein Ziel zu erreichen. Als er zu der Stelle gekommen

war, wo das fromme Monument errichtet war, blieb er stehen, kniete nieder und schien ein kurzes Gebet zu verrichten; dann erhob er sich wieder und schlug den Weg nach dem Grauen Hause ein, an welchem er nothwendig vorüber gehen mußte.

Die Mutter Binet hatte diese fromme Handlung bemerkt.

„Mindestens, dachte sie, während sie sich selber bekreuzigte, sind die Leute hier zu Lande doch fromm .... folglich ist das Loos dieses armen Dúcros ein so elendes gewesen, daß selbst seine Feinde für ihn zu Gott beten müssen!"

Durch diesen Gedanken beunruhigt, ging sie seufzend zurück, als der Spaziergänger plötzlich sich an ihrer Seite befand.

„Guten Morgen, Madame, redete er sie in einem süßliche Tone an, während er seinen Hut lüftete; das ist doch wohl schönes Wetter; ich hoffe nun, daß man bei dieser warmen Sonne die Grummet trocken wird einbringen können."

Die Artigkeit des Landmannes bewirkte, daß Susanne mit einer gewissen Artigkeit auf diese ziemlich unnütze Bemerkung antwortete. Sie wagte indeß zugleich einen mißtrauischen Blick auf den

Redner. Wir wissen bereits, daß sein Anzug der eines wohlhabenden Bauers war; jedoch seine glatten und um den Kopf abgeschnittenen Haare, seine heuchlerische Miene, sein falscher Blick, seine finnige Nase bildeten zusammen ein sehr wenig verführerisches Ganzes. Ueberdies sah die Frau ja überall Wildschützen.

„In der That, mein Herr, haben wir sehr schönes Wetter."

Und dabei machte sie eine kleine trockene Verbeugung. In Folge dieses ziemlich frostigen Empfangs betrachtete sie der Spaziergänger, auf seinen Stock sich stützend, mit einer eigenthümlichen Aufmerksamkeit.

„Und der Herr Aufseher, fuhr er in seinem süßlichen Tone fort, ist ohne Zweifel in Geschäften? Man hörte heute früh Flintenschüsse dort unten am Teiche fallen!"

„Glauben Sie das? fragte Susanne, indem sie den Kopf erhob; mein Gott! mein Mann kann vielleicht gerade in diese Gegend gegangen sein! ich hoffe nicht, daß ihm etwas Böses begegnet ist!"

„Hm! Das kann so leicht nicht geschehen....

Sie werden ihm erst gehörig Zeit lassen, um ihn kennen zu lernen!"

Diese Bemerkung, in Form eines Trostes hingeworfen, erzeugte bei der furchtsamen Susanne ein Ueberrieseln. Da die Frau des Aufsehers den unerschrockenen Sprecher aber nicht kannte, so wagte sie nicht, sich in seiner Gegenwart deutlicher auszudrücken. Davon überzeugte sich dieser:

„Mißtrauen Sie mir nicht, antwortete er daher in einem würdigen Tone; ich bin Herr Hieronymus Rouiller, der Schulmeister von Saint-Leger, blase auch die Baßposaune bei Feierlichkeiten in der Pfarrkirche und richte die Aufträge des Herrn Predigers, der mir wohl will, aus. . . . Sie sehen also, daß ich fast ein Kirchenmann bin. . . . Wie alle guten Leute im Dorfe interessire ich mich lebhaft für das Geschick Ihres Mannes, denn er ist Familienvater, hat ein redliches Ansehen und wir sind deshalb in Rücksicht auf ihn sehr beunruhigt."

Der Schulmeistertitel, sowie der des Posaunenbläsers in der Pfarrkirche, machten Susanne etwas sicherer. Ueberdies sprach der Mann in einem so gütigen Tone und was er sagte stand in so genauer Beziehung zu ihrem heimlichen Kummer, daß

die gute Frau nicht mehr daran dachte, irgend einen Argwohn gegen seine Aufrichtigkeit zu hegen.

„Also, Herr Rouiller, fragte sie mit Thränen in den Augen und leiser Stimme, also ist es doch wahr, daß man böse Absichten gegen meinen armen lieben Mann hegt?“

„Davon weiß ich nichts; man erzählt ja so viele Sachen! .... Aber Sie wissen wohl, es giebt keinen Rauch ohne Feuer. Aber der Herr Pfarrer selbst, dem ich gestern von Ihrer Ankunft Mittheilung machte, rief mir zu: „Kann man mit gutem Gewissen eine achtbare Familie solchen Gefahren aussetzen? ich werde Herrn Dubreuil Vorwürfe darüber machen; denn dieß ist eine Unwürdigkeit.““

„Und der Herr Pfarrer sagte dies? platzte Susanne heraus, o, dann sind wir gewiß verloren!“

Sie barg ihr Gesicht in ihrer Schürze.

Hieronymus Rouiller beabachtete sie verstohlener Weise.

„Nun! nun! sagte er in tröstlichem Tone, Sie müssen sich deshalb nicht so beunruhigen, meine beste Madame Vinet; wenn diese Stelle Ihrem

Manne nicht zusagt, warum veranlassen Sie ihn nicht, sie wieder aufzugeben?"

„Ach! Herr Rouiller, Sie wissen nicht und glauben nicht, wie halsstarrig er ist, wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hat."

„Bah! hier kann er viel derartige Narren kennen lernen, welche noch weit halsstarriger sind, wie er . . . . Ist der Aufseher sehr streng gegen diejenigen, welche er bei Uebertretung des Jagdrechtes antrifft? fragte er nun . . . . Sein ganzes Wesen scheint mir sehr — gutmüthig."

„Wenn es sich um die Ausübung seiner Pflichten handelt, dann kennt er Niemand; er würde gegen mich, wenn er mich auf einem Fehltritte beträfe, ein Protokoll aufnehmen. Ueberdies ist er Tag und Nacht, wie ein gieriger Wolf, auf den Beinen, denn er behauptet, daß die Anstrengung seiner Gesundheit von Nutzen sei."

Der Schulmeister lächelte zwar äußerlich, aber wider seinen Willen war seine Stirn sehr faltig geworden.

„Meinen Sie wohl, bemerkte er, daß der Aufseher, wenn er Wildschützen begegnete, Kraft genug besäße, um sich gegen diese zu vertheidigen?"

„Stets trägt er Rehschrot bei sich und mit seiner Doppelflinte trifft er eine Fliege während des Fliegens . . . . Außerdem würde ihn sein Hund Choupille, der ihn stets begleitet, nicht im Stiche lassen. O! mein armer Vinet ist eben so fein, als er muthig ist! aber was ist gegen alle diese Schurken dieser Gegend zu machen?"

Rouiller schien von Allem, was er hörte, das Gegentheil erwartet zu haben und erwiederte daher nach kurzer Ueberlegung:

„Man hatte mir dies zwar bereits gesagt, aber ich wollte es nicht recht glauben; Ihr Mann, meine liebe Frau, ist ein Aufseher, wie man selten findet, nicht feigherzig, thätig, unermüdlich und geht nie in die Schenke. . . . Meiner Treu! das ist desto schlimmer . . . . denn, verstehen Sie nur recht, je mehr man ihn als gefährlich schildert, desto eifriger werden die Anderen bemüht sein, sich seiner zu entledigen."

„Das ist wohl wahr, sagte Susanne, indem sich ihre Seufzer verdoppelten; aber, Herr Schulmeister, was ist unter solchen Umständen zu thun?"

„Hm! das weiß ich nur zu gut; wenn Vater Vinet sich bereit finden ließe, dann und wann die

Augen zu schließen .... Aufrichtig zu sprechen, ich sähe darin so etwas Uebeles nicht! Der Herr Graf von Ganges würde nicht ärmer dadurch werden, wenn ihm beim Jahresschluß einige Hasen oder Rehe fehlten; und man ist der Meinung, daß der größte Theil der Aufseher in Saint-Leger auch ganz dieser Ansicht sei und so verfahre."

„Daran ist nicht zu denken, denn Binet würde sich eher in Stücke hauen lassen, als dergleichen anzuhören."

„Aber die Personen, welche ihn lieben, könnten für ihn hören, erwiederte Rouiller leiser, indem er sich Susanne näherte. Ihr Mann theilt Ihnen ohne Zweifel vor seinem Weggehen mit, welche Richtung er einzuschlagen beabsichtigt, dann würde es Ihnen ein Leichtes sein, die Wilddiebe durch ein verabredetes Zeichen davon zu benachrichtigen; zum Beispiel durch ein auf das Fensterbrett gesetztes Gefäß, durch ein Stück zum Trocknen vor dem Hause aufgehängter Wäsche irgend einer bestimmten Farbe; Jedermann kennt dergleichen Mittel. . . . Auf diese Weise würden die Wildschützen sich stets da einfinden, wo Ihr Mann nicht wäre, und ein un-

angenehmes Begegnen wäre für Niemand mehr zu befürchten."

Susanne schwieg; ihr Mißtrauen war wieder erwacht. Der Schulmeister nahm eine gutmüthig-lächelnde Miene an.

„Sie werden einsehen, meine arme Dame, sagte er, daß das, was ich Ihnen über diesen Gegenstand gesagt habe, nur Ihnen allein mitgetheilt ist. Mich jammert Ihr Kummer und ich zerbreche mir den Kopf, irgend ein Mittel ausfindig zu machen. . . . Was mich selbst betrifft, so ist es mir sehr gleichgültig, ob Ihr Mann mit den Wilddieben zusammenstößt oder nicht. . . . Doch ich muß nur meinen Weg weiter fortsetzen; ich hätte schon längst wieder von Barneville zurück sein sollen, denn meine Schüler warten auf mich. . . . Ach, Madame Vinet, wenn Sie wüßten, wie viele Mühe man mit diesen kleinen Taugenichtsen hat!"

Er zog seinen Hut und machte Miene, sich zu entfernen; Susanne hielt ihn zurück und sagte:

„Haben Sie Mitleid mit mir, Herr Rouiller, verlassen Sie mich nicht so schnell; ich kenne in dieser ganzen Gegend auch nicht einen Menschen und ich weiß nicht, wen ich um Rath fragen soll.

. . . Gott ist mein Zeuge, ich habe nur gute Absichten; wenn aber mein armer Binet jemals erführe . . . ."

„Bah! er wird es nicht erfahren; ist es denn nicht überhaupt zu seinem eigenen Besten?"

„Es sei; Sie sind hier aus der Gegend, mein guter Herr, kennen Sie vielleicht einen oder den anderen von diesen Waldmännern? Könnten Sie nicht mit ihnen reden oder mit ihnen reden lassen?"

„Heilige Jungfrau! Für wen halten Sie mich? fuhr Hieronymus Rouiller mit verletztem Stolze auf; bedenken Sie, daß ich der Posaunenbläser in der Kirche der Parochie bin, daß ich der Jugend mit gutem Beispiele voran gehen muß; wie soll ich wohl solche Straßenräuber kennen? Wenn ich sie kennte, dann würde ich sie ohne Weiteres den Gerichten überliefern."

Die Hausfrau war außer Fassung gebracht.

„Das ist richtig, antwortete sie, daran dachte ich nicht . . . . aber an wen soll ich mich wenden? Ich kann ja doch meinen armen Mann nicht auf solche Weise morden lassen; denn sie werden ihn gewiß morden, Herr Rouiller, und uns zur Gesellschaft mit."

Ein neuer Thränenstrom war der Schluß ihrer Klagen. Herr Rouiller schien in diesem Augenblicke, trotz des geheimen Interesses, das ihn diese Unterhaltung festhalten ließ, zerstreut und beeilte sich nicht, eine Antwort zu geben. Es zeigte sich nämlich am äußersten Ende des Weges ein dem Anschein nach aus der Umgegend gebürtiges Individuum und nahm seine Richtung auf sie zu. Diese Persönlichkeit war es nun, welche die Veranlassung zur Zerstreuung des Schulmeisters gab. Seinerseits schien sie nun auch der Spaziergänger aufmerksam zu prüfen; als er jedoch vielleicht zwei- bis dreihundert Schritte von dem Hause noch entfernt war, kehrte er um und verschwand in der Dicke des Waldes, bevor man seine Kleidung und seine Züge genau hatte unterscheiden können.

Nicht einer dieser Umstände war Hieronymus Rouiller entgangen.

„Aha! dachte er, ist das nicht der Taugenichts von . . . Was, zum Teufel, macht der wohl hier? Es ist gut, man wird ihn überwachen.“

Dann wandte er sich wieder an Susanne, welche noch fortwährend jammerte, und sagte in seiner süßlichen Stimme:

„Ach! fassen Sie Muth, meine liebe Frau, wahrscheinlich wird Alles besser gehen, wie Sie erwarten.... Hören Sie, Ihr Kummer rührt mich und ich will etwas versuchen, um Sie mir zu verpflichten. Es kommen zuweilen in den Gasthof, in welchem ich, da ich unverheirathet bin, verkehre, gewisse verschmitzte Kerle, die, ohne zwar selbst Wilddiebe zu sein, doch wohl in Beziehung zu diesen Banditen stehen könnten. Ich werde Erkundigungen bei ihnen einziehen und ihnen nur mittheilen, was ihnen zu sagen nöthig ist, und vielleicht ... Aber, fügte er, indem er die Arme nach dem Eingange ausstreckte, hinzu, ich glaube, hier kommt noch ein neuer Besuch.... Wahrlich, es ist die Frau Gräfin selber!"

Susanne blickte nach der bezeichneten Gegend.

Eine Dame in einem Amazonenanzuge, von einem alten Diener begleitet, sprengte, von einer Staubwolke umhüllt, auf einem Zelter heran.

„Ja wohl, sie ist es! sagte Mutter Binet mit einer Mischung von Ueberraschung und Freude; wohl möglich, daß sie hier halten wird! Dann werde ich mit ihr sprechen und sie um Wohlwollen für meinen armen Mann bitten."

„Oh! sie wird bei Ihnen anhalten, obgleich sie wahrscheinlich ungeduldig sein wird, nach der Fasanerie da unten zu gelangen, wo sich auch stets zufällig Jemand aus Barneville einfindet. Ach, ach, ach! ich muß recht lachen, Madame Binet; diese Reichen haben so viele Vortheile vor uns voraus, daß, wenn wir nicht ein wenig davon auf ihre Rechnung plaudern . . . Doch ich will mich entfernen . . . Suchen Sie die Frau Gräfin dahin zu bestimmen, Ihren Mann zu verabschieden, das wird das Beste sein; geht das aber nicht, dann erinnern Sie sich, daß ich die Absicht habe, Ihnen einen Dienst zu leisten; aber noch einen Augenblick, fügte er geheimnißvoll hinzu, das bleibt durchaus unter uns, nicht wahr? Sprechen Sie mit Niemanden von meinem Besuche . . . hören Sie, mit Niemanden!"

Susanne gab zerstreut ein Zeichen der Zustimmung; hierauf trat der Schulmeister seinen Rückweg eiligst an, jedoch nicht, ohne sich noch öfter umzusehen.

Diese letzten Worte Rouiller's hatte die Frau des Aufsehers kaum verstanden. Nur allein mit dem möglichen Besuche der Gräfin beschäftigt, rief

sie Fanchette, welche im Garten unter schlechten Kräutern einiges halbwildes Gemüse suchte, um ihres Vaters Frühstückssuppe zu bereiten. Fanchette kam und auf ein Wort Susanne's eilte sie, die oberflächliche Unordnung in ihre Toilette zu beseitigen und eine kleine Mütze aufzusetzen, welche den Eindruck, den ihr niedliches Gesicht hervorbrachte, auf eine wunderbare Weise hob. Als daher Frau von Ganges das Haus erreichte, empfingen Mutter und Tochter dieselbe in der Hausthüre mit einer respectvollen Verbeugung.

Erst jetzt schien die Amazone deren Gegenwart zu bemerken, hielt ihr Pferd an und sagte dem Diener zwei bis drei Worte, warauf dieser, wie es schien, mürrisch Antwort gab. Ohne ihn jedoch anzuhören, warf sie ihm den Zaum ihres Pferdes zu, sprang gewandt auf die Erde und schritt, die Schleppe ihres langen Tuchkleides aufnehmend, auf die beiden Frauen zu.

Die Gräfin von Ganges mochte damals vielleicht sechs und zwanzig Jahre alt sein und befand sich auf dem Höhepunkte ihrer Schönheit. Ihre mittlere Größe und eine entstehende Neigung zur Wohlbeleibtheit schadeten vielleicht dem Unterschiede

in den Formen, die man heutigen Tages die Race nennt. Zum Ersatz dafür bildete ihr Gesicht ein Oval von vollkommener Regelmäßigkeit; ihre blauen Augen besaßen eine köstliche Klarheit. Ein leichter Kreis umgab dieselben und erhöhete den Ausdruck ihrer Gesichtszüge. Kurz, Frau von Ganges war in ihrem dunkelgrauen Amazonenkleide, ihrem leicht auf einem Ohre sitzenden runden Hute, dessen Schleier im Winde flatterte, eine herrliche Persönlichkeit und man konnte es sich nicht erklären, weshalb ihr Mann, der Graf, sie verlassen hatte.

Was ihren Charakter anbetrifft, so hielt man sie für phantastisch, eigensinnig und wetterwendisch. Zuweilen schien sie traurig, niedergeschlagen und schweigsam; in ihre Zimmer im Schlosse zu Saint-Leger zurückgezogen, vermied sie, sich fremden Blicken auszusetzen; und die kleine Zahl derjenigen Personen, welche sich ihr dann nahen durften, fanden sie furchtsam, ängstlich und so gütig, daß diese Güte an Schwäche grenzte. Zu anderen Zeiten zeigte sie hingegen einen unwiderstehlichen Hang zur Thätigkeit; sie stieg zu Pferde und galoppirte in einer Art fieberhaften Wahnsinn's im Walde umher. Wenn man dann mit ihr sprach, zeigte sie sich

stolz, höhnisch, ja selbst hart; ihre Stimme war trocken, ihre Bewegungen gebieterisch. Zuweilen aber auch wechselten diese beiden verschiedenen Arten von Launen, die verschiedenen Personen anzugehören schienen, plötzlich und ohne einen eigentlichen Uebergang; in derselben Viertelstunde war die Gräfin abwechselnd launisch, streng, spöttisch bis zur Grausamkeit, oder sehr bescheiden, melancholisch und bis zu Thränen von Mitleid ergriffen.

Diese fortwährenden Widersprüche hatten ohne Zweifel ihren Grund in einer moralischen Ursache. Es ist möglich, daß das einsame Leben dieser schönen, jungen Frau, die Vorstellung ihres Alleinseins ihre Laune trübten; es ist aber auch möglich, daß unbekannte Ereignisse, eine schwierige Stellung, ein Geheimniß, das Niemand errathen konnte, das Gleichgewicht dieses leidenschaftlichen Geistes störten. Wie dem auch sein mag, die Landleute nahmen keinen Anstand, ganz offen zu sagen, die Gräfin besitze so etwas von Verrücktheit. Und diese Meinung entschuldigte daher auch in ihren Augen gewisse Excentrizitäten, gewisse Freiheiten in ihren Manieren, die bei jeder Anderen unzweifelhaft ihre Bosheit rege gemacht haben würden.

Noch ein Wort ist über die Vergangenheit dieser Dame, welche eine Hauptrolle in dieser Geschichte spielen wird, zu sagen. Sie war die einzige Tochter eines alten Armee-Lieferanten unter dem Kaiserreiche. Ihr Vater hatte bei seinen Lieferungen, namentlich von schlechtem Mehl und schimmligem Futter, an die Militair-Verwaltung ein bedeutendes Vermögen erworben. Unglücklicherweise für diesen Lieferanten wurde der Betrug entdeckt und er sollte sogar vor ein Kriegsgericht gestellt werden, als er eines schönen Morgens in dem Fischteiche seines Parks ertrunken gefunden wurde. Dieses Ereigniß hob natürlich jede weitere gerichtliche Verfolgung auf. Man fürchtete, unnütze Scandale über ein Grab hervorzurufen. Das Andenken an den Lieferanten blieb daher unangetastet und seine Nachkommenschaft segnete die ungeheuren, ihr zugefallenen, aber durch ziemlich schlechte Mittel zusammengesparten Summen.

Die künftige Gräfin von Ganges hatte ihren Vater wenig gekannt, da ihn seine Geschäfte stets weit von ihr entfernt hielten, und da sie auch ihre Mutter fast schon seit ihrer Wiege verloren hatte, so stand sie — mit ihren Millionen — allein in

dieser Welt. Ihre Kindheit, so wie einen Theil ihrer Jugend verlebte sie in la Rochette, dem Orte, wo Binet so lange Aufseher gewesen war. Sie wurde dort von einer alten Erzieherin, die ihr ihr Vater schon gegeben hatte, mit vieler Sorgfalt ausgebildet, während ein gerichtlicher Vormund das Vermögen der Minderjährigen verwaltete. Dieser Zustand dauerte so lange, bis sie die Jahre erreichte, wo sie sich verheirathen konnte, und bei ihrer Schönheit, ihren Talenten und überhaupt bei ihrem Vermögen konnten ihr Heirathsanträge nicht fehlen.

Während dieser Epoche starb der alte Graf von Ganges, der Vater des jetzigen Grafen, in ziemlich zerrütteten Vermögensumständen. Ein Theil des Kaufgeldes für das Gut Saint-Leger war noch nicht bezahlt, und der Sohn, von eigenen Schulden gedrückt, ein großer Freund von Vergnügungen und Ausgaben, fand sich in nicht geringer Verlegenheit, das Fehlende im väterlichen Nachlasse zu ergänzen. Man gab ihm daher an die Hand, eine reiche Frau zu heirathen und schlug ihm die Tochter des Lieferanten vor. Obgleich der Ursprung des Vermögens der Erbin wenig ehrenvoll war, so war doch der junge Graf nicht wenig darauf

bedacht, eine so gute Gelegenheit, den alten Glanz seines Hauses wieder herzustellen, nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. In dieser Zeit konnte man die Rückkehr der Dynastie der Bourbons durchaus noch nicht vorhersehen, und die alten Edelleute mußten sich häufig den unabweislichen Nothwendigkeiten ihrer Lage fügen. Gustav von Ganges setzte sich daher bald über die wenig erhabene Abkunft der jungen Dame hinweg, und bemühte sich, ihr zu gefallen. Dies wurde ihm auch nicht schwer; er war schön, wohlgestaltet, geistreich und aus einer großen Familie; durch den Umgang mit der feinen Welt hatte er feine Manieren; das junge Landmädchen wurde nun zuerst verblendet, und diese Bewunderung endigte damit, daß sie sich zarteren Gefühlen für den jungen Grafen überließ. Der Heirath stellten sich wesentliche Hindernisse nicht entgegen und so wurde diese, mit Genehmigung beider Theile, beschlossen.

Die beiden jungen, in Saint-Leger zurückgezogen lebenden Gatten, befanden sich mehrere Jahre hindurch ununterbrochen glücklich. Leocadie betete ihren Gemahl an, welcher sie mit zarten Aufmerksamkeiten überhäufte und ihr jede Stunde widmete, die er nicht auf der Jagd verbrachte. Aber

das Jahr 1814 erschien; die Kaste, der Herr von Ganges angehörte, kam wieder zur Macht, und durch den Einfluß mächtiger Freunde erhielt er nun eine Stelle bei Hofe. In dieser neuen Stellung war die Gräfin ihrem Gatten zu weiterem Emporkommen ein Hinderniß; man ließ ihn nämlich fühlen, daß seine Frau, die Tochter eines ehemaligen Lieferanten der kaiserlichen Armee, in dem Kreise von Prinzessinnen nicht wohl empfangen werden könne. Man muß dem Grafen Gerechtigkeit widerfahren lassen, er schwankte anfangs zwischen dem Ehrgeize und seiner Frau; doch der Ehrgeiz trug den Sieg davon. Er ließ Frau von Ganges in Saint-Leger zurück, versprach ihr, so oft dies ihm nur irgend möglich sein würde, jede Muße zu weihen und übersiedelte sich nach Paris. Man sprengte dann aus, daß die schwächliche Gesundheit der Frau von Ganges ihr nicht gestatte, die ungesunde Luft einer großen Stadt und die Anstrengungen des modernen Lebens zu ertragen.

In der ersten Zeit traf der Graf sehr pünktlich, wenn sein Dienst bei den Prinzen dies nur irgend ermöglichte, in Saint-Leger ein; später schien seine Liebe zur Jagd ihn öfter dahin zurückzuführen

als die Liebe zu seiner Frau; dann wurden seine Besuche überhaupt seltener; endlich kam er gar nicht mehr und es entstand das Gerücht, er führe in Paris ein leiblich verschwenderisches Leben. Seit dieser Zeit zeigten sich die ersten Schwingungen in der Stimmung der Frau von Ganges, diese plötzlichen Veränderungen, von denen wir gesagt haben. In dem Maaße, wie die Trennung sich nun verlängerte und die Gleichgültigkeit ihres Mannes augenscheinlicher wurde, wurde Leocadie eigensinniger, trauriger, und die Uebereinstimmung dieses Eigensinnes mit ihrer Lage zeigte klar, daß die eine die Folge der anderen sein mußte.

Dies nun war die Alles vermögende Frau, deren Mitleid die Mutter und Tochter anzuflehen beabsichtigten. Jedoch während die Gräfin auf sie zu schritt und ihre aus Silberfäden gedrehete Reitpeitsche schwang, da hätten sie an gewissen Zeichen leicht sehen können, daß der Augenblick, eine Gnade von der schönen Amazone sich zu erbitten, jetzt sehr schlecht gewählt sein würde. Ihre weit geöffneten rosigen Nasenlöcher waren von Ungeduld angeschwollen, ihre Lippen zusammengepreßt; ihre weiße Stirn

schien mit einem Nebel bedeckt; ihr Gang war schnell und fest.

„Guten Morgen, Mutter Binet, guten Morgen, Kleine, sagte sie beim Eintreten in den niedern Saal. Ach, Ihr seid bereits eingerichtet? Ihr habt keine Zeit verloren und diese Gegend gefällt Euch, wie ich sehe .... Wo ist wohl der Aufseher jetzt?"

„Mein Mann? erwiederte Susanne mit einem ihrer schweren Seufzer, ist in seinen Geschäften; der arme, gute Mann!"

„Wahrhaftig, sagte die Gräfin Leocadie, indem sie sich auf einen Strohstuhl niederließ, ich muß mich einen Augenblick ausruhen .... Es ist schon warm, und dann der Staub .... Ein Glas Wasser, Kleine!"

Fanchette beeilte sich, das schönste Glas im Hause zu reinigen, füllte es mit Wasser und überreichte es ehrfurchtsvoll der Gräfin. Jedoch die Frau Gräfin gab dasselbe, nachdem sie es mit ihren Lippen berührt hatte, dem jungen Mädchen plötzlich zurück.

„Fi! abscheulich! sagte sie mit Ekel, warmes

Wasser, das nach dem Eimer schmeckt . . . . woher holst Du das, meine Liebe?"

„Aus dem Bache, gnädige Frau, der hier am Hause vorüberfließt", antwortete Fanchette, ganz außer Fassung gebracht.

„Flußwasser! wenn sich zwei Schritte von dem Hause die „Thränenquelle", das frischeste, schönste Wasser, was man zwei Stunden in der Runde hat, befindet . . . . Du mußt Dir diese Quelle zeigen lassen, Kleine, und wenn ich einmal wieder trinken will, wirst Du mir nicht wieder Flußwasser dort aus dem Bache bringen."

Zu gleicher Zeit wischte die Gräfin einige Tropfen Wasser, welche auf ihr Kleid gespritzt waren, wieder ab, und rieb sich die Finger, um die feuchten Stellen, welche vom Ergreifen des nassen Glases an den weißen Handschuhen entstanden waren, wieder zu verwischen. Die Mutter und Tochter, durch diese üble Bemerkung der Gräfin eingeschüchtert, standen nun stillschweigend vor ihrer gebieterischen Herrin.

„Die Frau Gräfin fragten nach meinem Manne, begann Susanne endlich, haben Sie ihm irgend einen Befehl zu ertheilen?"

„Ich? nein .... Ah! dennoch .... in Wahrheit .... fast verliere ich den Verstand .... ich hatte durchaus vergessen, weshalb ich an dem Grauen Hause angehalten habe. Ich wollte dem Aufseher anempfehlen, meine Theure, zu verhindern, daß die Leute dieser Gegend den Wald von Saint-Leger als einen öffentlichen Spaziergang betrachten. Ich kann nicht einen Schritt in meinen Besitzungen thun, ohne auf Herumstreicher zu stoßen, welche mich mit einer sehr unanständigen Neugierde mit den Augen verfolgen; sie spioniren ohne Zweifel meinen Gängen nach, um sie auf ihre Weise zu deuten .... Noch so eben, während ich hierher kam, bin ich zwei bis drei solcher verdächtiger Gestalten begegnet. Obgleich Herr Dubreuil bereits das Schließen der Gatter angeordnet hat, so ist dies doch nicht hinreichend. Die Aufseher müssen ihrerseits den Durchgang durch das Holz auf das strengste untersagen. In diese Gegend komme ich namentlich jeden Tag und ich bin es daher überdrüssig, mich stets Spionen oder Menschen mit schlechten Absichten ausgesetzt zu sehen; sagen Sie dies Vinet, oder ich werde ihn entlassen!"

Indem sie dies sagte, schweppte sie mit ihrer Reitpeitsche in der Luft umher, so daß dadurch ein leises Pfeifen entstand. Die gute Frau aber erwiederte mit Nachdruck:

„Ich werde gehorchen, Madame, aber mein armer Mann hat so viele Unannehmlichkeiten mit den verdammten Wildschützen, daß er vielleicht . . .“

„Die Wildschützen! die Wildschützen! unterbrach sie die ungeduldige Gräfin, man spricht von nichts als von ihnen. Wenig bekümmern mich die Eber und Rehe; was mich betrifft, so will ich nicht ferner von den Nichtsthuern und den alten Weibern, welche die Wege dieses Waldes für einen Spaziergang halten, belästigt sein. Ja, ich bin dieser Nachspürungen müde und erwarte, daß man sie unterdrücken wird; sagen Sie dies ja Ihrem Manne, Susanne, und wenn er nicht streng seine Pflichten handhabt, dann werde ich ihn entlassen. Was sehen Sie mich denn so eigen an, meine Liebe? Wenngleich ich hier allein und verlassen bin, so besitze ich doch noch hinreichende Macht, um einen Aufseher zu entlassen, der meinen Befehlen nicht nachkommen dürfte, seien Sie dessen versichert.“

Ihre Augen warfen Blitze und sie zerknitterte zornig den Saum ihres gestickten Taschentuchs. Susanne Binet sagte darauf weinend zu ihr:

„O! gnädige Frau, wie können Sie wohl so von einem alten, treuen Diener Ihrer Familie sprechen, von einem Manne, der sie als ganz kleines Kind gekannt hat und der sich für Sie todtschlagen lassen würde?"

Diese sanften Worte gaben der Geistesrichtung der Gräfin einen neuen Stoß; ihre Züge erweichten sich, ihre Augen wurden feucht.

„Sie haben recht, meine arme Susanne, sagte sie mit Güte, ich weiß selber nicht, an was ich eigentlich dachte .... Binet ist ein alter Freund, dessen Anhänglichkeit und Treue ich nie werde vergessen können .... Guter Gott! so ist es also doch Wahrheit, daß ich schlecht bin, und ich überzeuge mich nicht selber davon? Ich leide und daher benehme ich mich gegen meine Nächsten, gegen meine Diener so, als ob sie die Ursache meines Leidens wären!"

Sie hielt die Hände vor ihr Gesicht und verharrte in Stillschweigen. Diese Rührung der Gräfin machte Susanne wieder Muth, welche nun die gün-

stige Gelegenheit gekommen glaubte, der Frau von Ganges ihr Anliegen vorzutragen.

Sie bat sie mit Wärme um die Erlaubniß, nach la Rochette zurückkehren zu dürfen. Leocadie hörte kalt die Erzählung der tausendfachen Gefahren an, denen der Aufseher nach der Meinung seiner Frau sich ausgesetzt sah.

„Ach! sagte sie mit etwas Geringschätzung, Vinet, den ich für so muthig hielt, fürchtet sich vor den Wildschützen? Kaum hier angekommen, will er schon wieder davon gehen? . . . .

„Er will das nicht, Madame, sagte Fanchette, welche fürchtete, daß man ihrer Mutter Kleinmuth ihrem Vater zur Last legen könnte; wir denken so . . .“

„Laßt sehen, was habt Ihr gedacht?“

„Ach! wenn man meinen Vater wie den unglückseligen Dûcros behandeln würde . . . .“

„Nun, ist denn das Leben wirklich so schön, so wünschenswerth? erwiederte Leocadie in wildem Tone, während sie im Zimmer auf und ab ging. Ich sehe nur Leute, die an dem Leben mit einer gewissen Wuth hangen . . . . Ich, ich allein, werde den Tod wie eine Wohlthat empfangen.“

Ungeachtet des Irrthums, der durch diese Worte drang, erwiederte Fanchette mit Kühnheit:

„Wenn mein Vater, Madame, auch selber durch sich bestimmt sein könnte, mit seinem Leben wenig Umstände zu machen, so würde er doch niemals vergessen, wie theuer dasselbe uns ist, die er schon so glücklich gemacht hat, daß wir dies auch jetzt noch sein können."

„Ihr Glücklichen! antwortete die Gräfin, indem sie bitter lächelte. Das Glück muß ein wunderliches Ding sein! . . . Für Sie, Mutter Vinet, besteht das Glück gewiß darin, ein Häuschen in Mitten eines Waldes zu bewohnen, dreißig Franks und einen neuen Rock in Ihrem Schranke zu haben, täglich Kohlsuppe zu essen und sicher zu sein, daß Ihr Mann im Walde durch Wind, Regen oder Schnee nicht tödtlich erkrankt. Dein Glück, Kleine, wird darin bestehen, irgend einen dicken, dem Trunke ergebenen Jungen zu heirathen, der sein Leben im Wirthshause verbringen und Dich, wenn Du Dich im Geringsten beklagen solltest, prügeln würde . . . . Ist das nicht das von einer jeden von Euch geträumte Glück, und liegt darin nicht etwas, das Dasein zu preisen? . . . .

Nun wohl! sehet, Ihr armen Frauen, fügte die Gräfin in einem herzzerreißenden Tone hinzu, der sehr gegen die Ironie ihrer vorher gesagten Worte abstach, so traurig auch Euer Loos sein mag, es kann nicht so traurig, wie das meinige sein!"

Sie setzte sich wieder auf ihren Stuhl und blieb in Nachdenken versunken. Nach Verlauf einiger Minuten stand sie plötzlich auf, als ob sie hätte fortgehen wollen.

„Frau Gräfin, sagte Susanne, welche ihren Plan mit Zähigkeit verfolgte, was bestimmen Sie in Betreff meines Mannes?"

Leocadie schien unschlüssig; Gefühle entgegengesetzter Art theilten sich in ihrer Seele. Endlich antwortete sie trocken:

„Ich darf auf dergleichen weinerliche Gesichter der Frauen keine Rücksicht nehmen; mag Binet klug sein, die Wildschützen in Ruhe lassen, wenn er will, und er wird nichts zu fürchten haben. An ein Zurückkehren nach la Rochette ist nicht zu denken. Ihr Mann kann mir nützlich sein; er ist immer auf meinen Gütern gewesen, er gehört mir. Schon seit langer Zeit wünsche ich einen treuen und ergebenen Diener, wie er ein solcher ist, bei der

Hand zu haben; Binet hat hierher kommen wollen; nun mag er auch hier bleiben."

Dieser so offen gezeigte Egoismus des Herrn gegenüber seinen Untergebenen machte Mutter und Tochter bestürzt. Die beste Taktik unter solchen Umständen war daher, zu schweigen, bis die Gräfin sich in einer huldvollern Stimmung befinden würde. Susanne Binet verstand das nicht.

„O! Madame, meine theure Gebieterin, sagte sie unter einem neuen Ausbruche von Schluchzen und Thränen, haben Sie Mitleid mit uns!"

„Immer noch! unterbrach sie Frau von Ganges, deren Eigensinn sich durch Hindernisse verdoppelte, in gebieterischem Tone. Hört nun mein letztes Wort: entweder Binet verläßt meinen Dienst oder er bleibt im Grauen Hause!"

„Ei, Henker! wer spricht davon, das Graue Haus zu verlassen?" sagte Jemand hinter ihrem Rücken.

Die Gräfin drehete sich um; ihr Blick begegnete dem ehrlichen und fröhlichen Gesichte des Aufsehers, welcher lächelte.

Binet war mit Schlingen, Beuteln und Netzen beladen, die er im Walde mit Beschlag belegt hatte;

unter anderen hatte er zwei Fasanen und einen Haasen mit den Fangwerkzeugen der Wilddiebe erhalten. Er beeilte sich nun, sich seiner Bürde zu entledigen, dann begrüßte er seine Gebieterin mit einer Mischung von Respekt und Fröhlichkeit.

Leocadie schien bei der Ankunft dieses würdigen Mannes sich ein wenig zu besänftigen.

„Was ist das, Vater Binet? fragte sie in vorwurfsvollem Tone, jedoch ohne Bitterkeit, Sie wollen aus Furcht vor diesen verdammten Wilddieben fort von hier?"

„Ich, zum Henker! wer sagt das? sagte der Aufseher mit Erstaunen; aber ich errathe, fuhr er, seine Frau und Tochter ansehend, fort, die kleinen Hühnchen haben geschwatzt .... Hören Sie nicht auf sie, Frau Gräfin; Sie wissen ja, es sind Frauen! .... Was die Wilddiebe betrifft, so sehen Sie selbst, wie die mich erschrecken; ich habe ihnen Alles weggerafft, Fallen und Wild, das soll meine Kriegserklärung sein .... Und der Schurke von Faxenmacher, der in der vorigen Nacht mit mir durch das Loch im Schornsteine gesprochen hat, wird eine schöne, lange Nase haben!"

„Ach, mein armer Mann, rief Susanne mit

Schrecken, während sie die verschiedenen Geräthschaften der Wilddieberei auf dem Tische ausgebreitet sah, was hast Du gemacht? Sie werden wüthend werden und sich an Dir rächen."

Der Aufseher zuckte die Achseln; Fanchette sagte zwar nichts, theilte jedoch augenscheinlich die Unruhe ihrer Mutter.

„Gut so! sagte Leocadie mit einem Blicke der Genugthuung; Binet ist stets unerschrocken und man kann auf ihn sich verlassen."

„Haben Sie jemals daran gezweifelt, Madame? fragte der Aufseher; haben Sie geglaubt, ich könnte mich vor irgend etwas fürchten, wenn es sich um Ihren Dienst handelt? . . . . Sie waren stets so wohlwollend für mich und die Meinigen! Sie waren noch sehr klein, Frau Gräfin, als Sie mit Madame Germain, Ihrer Erzieherin, auf Ihren Spaziergängen zur Meierei von la Rochette kamen, wo wir damals wohnten! Und wie gut schmeckten Ihnen bei uns die frisch gepflückten Erdbeeren mit Sahne! Henker! wie niedlich, wie sanft, wie liebkosend waren Sie damals! . . . . selbst wenn ich Sie auf meine Kniee nahm und Sie wie närrisch lachten, mich Ihre dicke Ratte, wegen meines Zopfes, nann-

ten . . . . . ich wollte ihn aber nicht abschneiden lassen, denn es ist ehrfurchtsvoller, wenn man im Dienst steht."

Leocadie konnte sich nicht enthalten, zu lächeln; aber zu gleicher Zeit verbreitete sich das Gewölk der Traurigkeit von Neuem auf ihrem Gesicht.

„Ja, ja! antwortete sie mit einem Seufzer, ich war damals noch ein unschuldiges, fröhliches Kind!"

„Aber dennoch ist es wahr, daß Sie sangen und umhersprangen und den Schmetterlingen im Walde nachliefen! Nehmen Sie an, Frau Gräfin, ich erinnere mich des Tages, wo Sie zum ersten Male zur Communion gingen. Henker! waren Sie 'mal reizend in Ihrem gestickten Kleide und in Ihrem langem Gaze-Schleier, der sich wie die Flügel einer weißen Taube hob und senkte! Und Ihre Gestalt! sie schien mir strahlend und blendend! Es war die ganze Gestalt eines Engels und sogar so genau, daß ich zu meiner Frau sagte: „Wenn die heilige Jungfrau auf die Erde herabstiege, dann würde sie gewiß die Gestalt unserer jungen Gebieterin annehmen!" In der That schienen Sie zu schön und zu rein, um dieser niedern Welt anzugehören, wo man so viel schlechte Dinge sieht."

Jedes Wort des Aufsehers schien der Gräfin eine innere Tortur zu verursachen, jedoch der gute Mann bemerkte dies in seiner naiven Einfalt nicht. Plötzlich flossen Leocadie's Thränen in Strömen herab.

„Genug, Vinet, stammelte sie, schonen Sie meiner, mein alter Freund; rufen Sie nicht die zu glückliche Vergangenheit zurück .... Vergessen Sie und erlauben Sie auch mir, zu vergessen.... Brechen Sie ab. Leben Sie wohl; lassen Sie mich fortgehen, ich muß fort .... Leben Sie wohl!"

Zu gleicher Zeit lief sie zur Hausthüre und rief aufgeregt:

„Franz!"

Der Diener führte die Pferde vor dem Hause umher, beeilte sich daher, zu erscheinen. In dem Augenblicke, wo sie wieder den Sattel einnehmen wollte, drehete sich Leocadie nochmals nach dem Aufseher und den beiden Frauen, die die Ursache dieser außerordentlichen Aufregung gar nicht begreifen konnten, um.

„Ich verlange nicht von Ihnen, Vater Vinet, daß Sie gegen Ihren Willen hier bleiben sollen. ... Reisen oder wohnen Sie, wohin oder wo

Sie wollen, ich werde Ihnen deshalb nicht weniger Freundin und Beschützerin sein."

Sie bestieg ohne weitere Beihülfe ihr Pferd; aber auch sogleich weifelte die kleine Reitpeitsche von Silberdraht in der Luft, berührte die Seiten des edlen Pferdes, das nun mit Windesschnelle davon flog. Indeß schlug die Gräfin darauf los, um zu versuchen, die berühmten Worte von Horaz: Post equitem sedet atra cura (hinter dem Pferde kommt die bittere Sorge) Lügen zu strafen.

Die beiden Frauen sahen, mit offenem Munde, sie sich entfernen, während der Aufseher ihr stillschweigend mit langem Halse nachsah.

„Sie hat eingewilligt! bemerkte endlich Susanne mit einem freudigen Ausdruck; Du hast es gehört, Binet; sie erlaubt uns, wenn wir wollen, diese abscheuliche Gegend zu verlassen . . . ."

„Das ist wahr, sagte Fanchette; ach! Väterchen, einige Worte aus Deinem Munde haben mehr Eindruck auf sie gemacht, als alle unsere Wehklagen und Bitten."

Statt zu antworten, bückte sich der Aufseher, welcher vollständig träumend aus dem Hause getreten war, auf die Erde, und schickte sich an, ei-

nige im Sande scharf eingeprägte Fußtapfen zu messen.

„Eilf Zoll Länge, murmelte er endlich, und drei Strich Breite . . . . zwei Reihen Nägel auf der linken Seite der Sohle und nur drei Nägel auf der rechten Seite . . . . Ja wohl, das ist derselbe Fuß . . . . es ist unmöglich, sich zu irren.“

Dann drehete er sich wieder um und sagte in nachdenkendem Tone:

„Diesen Morgen ist hier ein Mann stehen geblieben, es kann kaum eine halbe Stunde her sein, denn seine Spur ist noch ganz frisch; er ist kräftig, eine hohe Gestalt und hatte einen Stock in der Hand; kennet Ihr diesen Mann?“

Fanchette behauptete, vor der Ankunft der Gräfin Niemand gesehen zu haben; und Susanne, welche in ihrer Freude den Besuch Rouiller's vergessen hatte, gab dieselbe Antwort.

„Denket genau nach, erwiederte der Aufseher mit Bestimmtheit, es ist wirklich irgend ein Mensch hier gewesen; wenn ich nach der Tiefe des Eindrucks urtheilen soll, dann hat er hier mehrere Augenblicke unbeweglich gestanden . . . . Es ist

unmöglich, daß nicht die Eine oder die Andere von Euch, kommend und gehend, ihn gesehen haben sollte."

Die beiden Frauen waren keineswegs über diesen Scharfsinn des Aufsehers erstaunt, einen Scharfsinn, welcher den geübten Jägern der alten Welt sowohl, wie denen der Rothhäute der neuen, eigen ist. Endlich erinnerte sich Susanne.

„Ich weiß, wen Du meinst, Vinet, antwortete sie; zerbrich Dir nicht den Kopf, um zu errathen, wer vor unserer Thüre stehen geblieben ist. Es ist dies keiner Deiner Kaninchen-Diebe, sondern ein ehrlicher und frommer Mann, und es wäre zu wünschen, daß es recht viele solche in diesem Kreise gäbe."

„Sehr gut; aber nenne ihn mir doch."

„Es ist der Schulmeister von Saint-Leger."

„Ein Schulmeister! ah, Henker!"

Und der gute Mann erhob ein starkes Gelächter. Seine Frau und seine Tochter wollten ihn weiter ausfragen, er aber verweigerte jede Antwort auf ihre Fragen und ging in das Haus zurück, wo das Frühstück seiner wartete.

IV.

Die Thränenquelle.

Einige Augenblicke später begab sich Fanchette Vinet, mit einem Kruge auf dem Kopfe, zu der Thränenquelle, von der die Gräfin so viel Rühmens gemacht hatte. Das junge Mädchen hätte mit seiner feinen und schlanken Taille, seinem gefallsüchtig an der Seite aufgeschürztem Unterrocke hinreichend das Milchmädchen in das Gedächtniß zurückrufen können, von dem der Dichter sagt:

Leichtfertig aufgeschürzt, zween Gürtel um den Leib,
Auf leichten Füßen lief ein artig Bauerweib
Frühmorgens nach der Stadt.

Fanchette schritt einige Minuten in der Allee fort, dann schlug sie einen frischen und grasreichen Fußweg ein, der sich durch ein Gehege zog. Die-

ses Gehege war finster, aber man gewahrte an seinem äußersten Ende eine fast blendende Helligkeit. Dort war einige Augenblicke vorher jene Person verschwunden, deren Gegenwart so lebendig auf den Schulmeister von Saint-Leger eingewirkt zu haben schien.

Fanchette kannte diesen Umstand nicht, und hätte sie ihn gewußt, sie würde darüber nicht bestürzt gewesen sein. Von Jugend auf mit der Einsamkeit vertraut, dachte sie nicht daran, daß man ein unschuldiges Mädchen, wie sie, würde beleidigen wollen. Die Unruhe, welche die Stille und Abgeschiedenheit bei den Frauen der Städte zu bewirken pflegt, kannte das junge Landmädchen nicht.

Dessenungeachtet schritt sie doch in Nachdenken versunken in dem Gehege entlang und gab Acht, daß ihr Wasserkrug nicht von einem herabhängenden Baumzweige ihr vom Kopfe geworfen würde. Sie beschrieb graziöse Halbkreise bald rechts bald links, ohne jedoch dabei langsamer zu gehen. Aber das schöne Kind schien sich aller dieser Vorsicht gar nicht bewußt zu sein; sie dachte nur mit Kummer daran, daß ihr Vater nicht geradezu erklärt habe, ob er den Posten von Saint-Leger verlassen und

nach la Rochette zurückkehren wolle, wie die Gräfin es ihm doch freigestellt hatte. Fanchette war keineswegs ungebildet und das Lesen einiger guter Bücher hatte ihren Verstand geschärft. Ueberdies bewahrte ihr natürlich richtiges Gefühl sie vor solchen übertriebenen Klagen und Befürchtungen, bei denen Susanne, stets in Thränen zerfließend, sich aufrieb.

Während sie sich nun diesen Betrachtungen überließ, war sie zu der kleinen Lichtung gelangt, auf die die Sonne schien; hier theilte sich der Fußweg in mehrere Arme, so daß das junge Mädchen in Zweifel gerieth, welchen sie wählen sollte. Während sie so unschlüssig stand, erhob sich plötzlich ein am Fuße eines Baumes auf der Erde sitzender Mann und grüßte sie mit sanfter Stimme; Fanchette machte eine Bewegung der Ueberraschung; als sie aber de mUnbekannten in das Gesicht gesehen hatte, fragte sie ihn ganz ruhig:

„Bitte, welches ist der Weg zur Thränenquelle?"

Die Person, an welche diese Frage gerichtet wurde, war ein junger, magerer und bleicher Mann, dessen feine Züge Traurigkeit ausdrückten. Seine Kleidung unterschied sich wenig von der der Bauern,

aber ihr Schnitt deutete gewissermaßen guten Geschmack und selbst eine gewisse Vornehmheit an. Seine Manieren schienen gleichfalls gebildeter, als die von den Leuten seines Schlages gewöhnlich sind, seinen alten Strohhut vor Fanchette abnehmend, bezeichnete er mit dem Finger einen Seitenweg des Geheges und sagte:

„Dieser hier!"

Sie dankte ihm durch ein Kopfnicken und wollte sich nun entfernen, als der Unbekannte noch bemerkte:

„Die Quelle ist nicht weit, dennoch werden Sie noch auf Kreuzwege stoßen; will Mamsell Vinet mir gestatten, sie zu begleiten?"

Fanchette stammelte einige unverständliche Worte und setzte ihren Weg fort. Der junge Mann folgte ihr mit schüchternem, ehrerbietigem Blicke; er ging mit unbedecktem Kopfe auf dem Rande des Geheges neben Fanchette her.

Eine bis zwei Minuten mochten sie so stillschweigend neben einander hergegangen sein, als Fanchette, die diese Stille beängstigte, mit Neugierde sagte:

„Sie haben mich bei meinem Namen genannt, mein Herr; woher wissen Sie den schon?"

„Ich sah Sie gestern mit Ihrer Familie durch das Dorf fahren und habe so erfahren, wer Sie sind."

„Sie wohnen also in Saint-Leger?"

„Ja, Mamsell."

„Und ohne Zweifel betreiben Sie dort ein Handwerk?" fügte das junge Mädchen, welches in seiner ländlichen Einfalt diese Frage an ihn richtete, hinzu.

„Ich betreibe oder betrieb vielmehr das Geschäft eines Holz- und Metalldrechslers. Ich besaß einige Geschicklichkeit; man kam mehrere Meilen aus der Runde, mir Arbeiten zu übertragen, da ich in hiesiger Gegend nur der einzige war; die Tage des Feierns abgerechnet, verdiente ich gut meinen Lebensunterhalt .... Aber seit Kurzem ist mir Unglück zugestoßen; Ereignisse, die ich wohl hätte voraussehen können .... nun fehlt mir Arbeit, und ich kann daher nichts besseres thun, als im Walde, in der reinen Luft, im Grünen spazieren zu gehen; die Stille erfrischt mein Blut und versüßt meinen Kummer."

Diese Mittheilung wurde mit einer so rührenden Stimme gemacht, der Sprecher schien ihr in seinem tiefsten Innern so unglücklich, daß Fanchette sich nicht enthalten konnte, ihm einen mitleidsvollen Blick zuzuwerfen.

„Beklagen Sie mich nicht, Mamsell, erwiederte er, die Augen niederschlagend, ich habe mein Loos verdient. Ich habe Ihnen nur von meinen Unglücksfällen erzählt, ich hätte Ihnen aber auch von meinen Fehltritten erzählen sollen. Doch hier ist die Quelle, setzte er mit verändertem Tone hinzu; Sie werden vielleicht gleich mir finden, daß dies eine köstliche Gegend ist, obgleich die Landleute sie kaum der Aufmerksamkeit werth halten."

Die Gehenden hatten in der That mitten im Buschholze einen bedeckten Raum erreicht. Gerade vor ihnen erhob sich ein mit gewürzhaften Pflanzen geschmückter und mit engem Gesträuch bekränzter Felsen, und am Fuße dieses Felsens befand sich die Quelle. Sie bestand in einer wenig tiefen Aushöhlung, hatte die Gestalt einer Grotte und war mit grünem, einfachem Moose eingefaßt. Das Wasser tröpfelte wie glänzende Thränen längs diesem schönen Teppiche, und vereinigte sich in dem

Grunde der Aushöhlung zu einem kleinen Bache, der sich in dem grünen Rasen verlor. Diese in ewigen Wiederholungen herabfallenden Wassertropfen hatten der Quelle den Namen die Thränenquelle gegeben. Die Umgebung derselben war einsam und man athmete hier eine balsamische, belebende Luft. Die Sonne, welche in dem beweglichen Laube der nahe stehenden Eiche spielte, warf zuweilen einen ihrer goldenen Strahlen auf den Boden der Grotte, und dann erglänzte diese wie ein Geschmeide von Smaragden und Diamanten. Diese glänzenden Lichtstrahlen verwischten sich bald wieder in der sanften geheimnißvollen Dunkelheit des Felsens, aber nur um in der Folge in neuen Formen, neuen Farben und in neuem Glanze wieder zu erscheinen.

Fanchette betrachtete mit erstauntem Blicke diesen herrlichen Ort; der junge Unbekannte schien sich über ihre Ueberraschung zu freuen.

„Nicht wahr, sagte er, von einer so wunderbaren Naturschönheit hatten Sie wohl keine Ahnung? Ich meinerseits möchte ganze Tage hindurch hier verweilen. Sie können gar nicht glauben, wie gemüthlich man sich bei dieser Quelle während der Sommerhitze fühlt; und selbst im Winter, wenn

diese Wassertropfen unbeweglich an der Wölbung gleichsam wie krystallene Kronleuchter herabhängen werden, würde man nirgends mehr Ruhe, mehr Stille und mehr derartige Traurigkeit, die so wohlthuend ist, finden .... Indeß, Mamsell, fügte er furchtsam hinzu, nie fand ich die Quelle so schön, wie gerade heute."

Fanchette schien dieses Compliment nicht zu verstehen. Sie theilte zwar in einem gewissen Grade die ungekünstelte Bewunderung des jungen Enthusiasten für diese schöne Gegend, vergaß jedoch nicht, was sie hier machen wollte. Sie senkte nun ihren Krug, um ihn zu füllen; dabei stellte sich ihr jedoch ein Hinderniß in den Weg, denn das von allen Seiten der Grotte herabtröpfelnde Wasser bildete keinen so bedeutenden Strom, daß sie hätte zu ihrem Zwecke gelangen können. Der Unbekannte lächelte über ihre Verlegenheit, pflückte ein großes Nußblatt und lehnte dies an den Felsen, so daß sich daraus eine Art Rinne bildete. Das durch diese kleine ländliche Vorrichtung zusammentraufende Wasser floß nun mit dumpfem Getöse langsam und eintönig in den Krug hinab. Die Tochter des Aufsehers und ihr Begleiter standen,

während das Gefäß sich füllte, stillschweigend neben einander. Fanchette schien mit Aufmerksamkeit diese Arbeit des rieselnden Wassers, von dem sie von allen Seiten umgeben war, zu prüfen. Indeß bald von dieser Prüfung ermüdet, sagte sie erröthend:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, dafür, daß Sie die Güte hatten, mich hierher zu führen .... ich will Sie aber nun nicht länger aufhalten; es wird mir nun leicht werden, mich nach dem Grauen Hause zurück zu finden."

Der Unbekannte wich nicht von seiner Stelle, sondern fuhr fort, sie mit einer Mischung von Furcht und Vergnügen zu betrachten. Fanchette, wir dürfen dies wohl sagen, fühlte zwar einige Sympathie für diesen eben so bescheidenen als traurigen jungen Mann; jedoch sagte ihr der weibliche Instinct, daß sie zu ähnlichen Hülfen nicht ermuthigen dürfe. Sie bückte sich daher mit einer ungeduldigen Miene und gab der Rinne des Blattes eine andere Lage, um die Füllung des Kruges zu beschleunigen. Der Unbekannte folgte jeder ihrer Bewegungen mit den Augen.

„Mamsell, sagte er endlich mit einem Seufzer,

ich sehe, daß ich Sie belästige, ich sehe es .... Ehe ich mich jedoch entferne, muß ich Ihnen noch eine wichtige Mittheilung machen; zu diesem Zwecke selbst habe ich Sie eben erwartet!"

„Mir?" fragte die Tochter des Aufsehers erstaunt.

„Ihnen oder Ihrer Mutter. ... Ich wußte sehr wohl, daß eine von Ihnen Beiden, bevor der Tag verginge, zu dieser berühmten Quelle kommen würde und hatte mich in dieser Hoffnung am Ende des Geheges aufgestellt."

„Ich bitte, reden Sie, mein Herr, erwiederte Fanchette aufgeregt; mein Gott! um was handelt es sich denn?"

„Die Stellung Ihres Vaters ist eine schwierige, sagte der junge Mann, das ist Ihnen nicht unbekannt .... Gleichzeitig müssen sowohl Sie wie Ihre Mutter sehr aufmerksam auf diejenigen Personen sein, welche sich in Ihr Vertrauen einschleichen wollen."

„Sprechen Sie deutlicher, mein Herr; welches sind die Personen, denen wir stets zu mißtrauen haben?"

„Ich kann und will Ihnen keine namhaft ma-

chen . . . . mindestens so lange nicht, bis sich die Verhältnisse nicht werden geändert haben. Mißtrauen Sie aber Allen denen, welche mit gewinnenden Worten zu Ihnen kommen, welche Ihr Vertrauen, Ihre Geheimnisse zu erschleichen suchen, welche Ihnen mit einnehmender Stimme ihre Dienste antragen."

„Wir müssen dann wohl alle diejenigen beargwohnen, welche uns irgend einiges Wohlwollen erzeigen? Und Sie selbst, mein Herr . . . ."

„Sie haben ganz recht; auch ich muß meinen Antheil an dieser Verwerfung haben, die ich für die Anderen beanspruche . . . . Weshalb sollten Sie mich davon ausnehmen wollen, da ich nicht zu sagen wage, daß ich Ihr Mißtrauen nicht verdiene?"

Fanchette begriff, oder konnte vielmehr den Sinn dieser geheimnißvollen Worte nicht begreifen; jedoch hatte der melancholische Ton des jungen Mannes ihr Herz erweicht.

„Ich würde, erwiederte sie, es nicht wagen, so schlecht von Ihnen zu denken, namentlich von Ihnen nicht, da die Rathschläge, welche Sie mir gaben, Ihren guten Absichten zu entsprechen scheinen.

. . . Wenn es Ihnen aber gefällig wäre, die uns bedrohenden Feinde mir zu bezeichnen . . ."

„Das ist unmöglich", murmelte der Unbekannte traurig.

Indem Fanchette indeß hierauf bestand, ließ sich plötzlich hinter ihnen eine Stimme hören.

„Guten Tag, Mamsell und Gesellschaft!" sagte man höhnisch, und in demselben Augenblicke trat der Schulmeister mitten aus dem Gebüsch hervor. Die Blässe des Unbekannten wurde nur noch auffallender. Was Fanchette betraf, so fühlte sie ein großes Hinderniß in ihrer wichtigen Unterhaltung durch diese Erscheinung.

Die beiden Männer wechselten gegenseitig Blicke voller Haß; dann sagte Rouiller, zu Fanchette sich wendend, in spöttischem Tone:

„Meiner Treu! ich hätte eher den Bösen selbst, als Mamsell Binet in solcher Gesellschaft erwartet. . . . Man hat gut alt werden, man sieht dennoch täglich neue Dinge."

Der junge Mann der Quelle machte hierauf eine eben so bittende als drohende Geberde, um Hieronymus zum Schweigen zu bringen. Fanchette

endlich neigte sich, um ihre Bestürzung zu verbergen, zu ihrem nun fast angefüllten Kruge.

„Mein Herr, sagte sie trocken, ich kenne Sie nicht und weiß nicht, was Sie sagen wollen . . . Dieser junge Mann, dem ich durch Zufall begegnete, war so gefällig, mir die Thränenquelle zu zeigen, zu der ich noch nie gekommen bin; es liegt darin nichts Böses, will ich hoffen."

„Nun! Mademoiselle, erwiederte Hieronymus Rouiller in schmeichlerischem Tone, während er aufhörte zu lachen; ich habe Sie ja nicht beleidigen wollen, ich bin vielmehr in der besten Absicht für Sie und die Anderen hier erschienen . . . . In diesem Augenblicke, wo ich von Barneville zurückkomme, habe ich Ihren Vater alle Schlingen und alle ihm zur Auswahl gestellten Fallen aufraffen gesehen, und ich wollte Ihnen nur mittheilen, daß Sie, obgleich ich die Verhältnisse nicht kenne, ihn wohl hüten, die Schurken werden ihm diesen Streich nie verzeihen . . . . Aber obgleich ich an Ihrem Hause vorüber ging, so habe ich es doch nicht gewagt, hineinzugehen; man hätte meinen können, ich mische mich in Angelegenheiten, die mich doch nicht kümmern. Deshalb bin ich auch sehr zufrie-

den, daß mich meine Neigung, zu trinken, in die Gegend der Thränenquelle geführt hat; Sie können Ihrem Vater meinen Auftrag ausrichten, besonders aber auch Ihrer Mutter, die eine gutgesinnte Frau zu sein scheint . . . . Ich glaube, fuhr er, den jungen Mann bezeichnend, fort, dieser Junge wird Ihnen sagen können, ob ich die Kühnheit und Niederträchtigkeit dieser Wilddiebe übertreibe; er weiß etwas davon zu erzählen."

„Ja wohl, ja wohl", antwortete der junge Mann mit dumpfer Stimme.

Fanchette hob nun schleunig ihren Krug; das Wasser lief aus demselben wie aus der Urne einer Najade.

„Es genügt, mein Herr, sagte sie zu Hieronymus, indem sie ihre Last auf den Kopf nahm; ich danke Ihnen für die mir gemachte Mittheilung. Was Sie betrifft, fügte sie zu dem jungen Manne sich wendend, hinzu, so erwarte ich, daß Sie nächstens nach dem Grauen Hause kommen und meinem Vater jene gefährlichen Feinde, von denen er so vieles sich zu versehen hat, nennen werden."

„Ah! ah! er hat also die Absicht gehabt, Jemand zu denunciren? sagte nun der Schulmeister

in zurückgehaltener Wuth; ah! sind wir schon so weit gekommen? Wohlan! wir wollen abwarten, ob er dieser Einladung folgen wird! Wir werden sehen, ob er es wagen wird, die Schwelle des Hauses, das schon so lange Zeit von .... gewissen Personen bewohnt wird, zu überschreiten."

Fanchette wußte nicht, was sie von der unversöhnlichen Feindschaft, welche unter diesen beiden Männern zu bestehen schien, halten sollte. Ein entfernter, aber furchtbarer Verdacht durchkreuzte ihren Geist.

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr! fragte sie den Schulmeister; warum sollte dieser junge Mann nicht ein anständiges Haus betreten dürfen? .... Wer ist er denn? Wie heißt er denn?"

„Wie? Sie kennen ihn nicht? antwortete Rouiller höhnisch. Dann begreife ich es freilich wohl, daß Sie sich in eine Unterhaltung mit ihm eingelassen haben. Sein Name würde Ihnen Alles auseinander setzen, es ist ...."

„Schweigen Sie, Hieronymus! rief der Unbekannte in ängstlichem Tone, indem er die Hände rang; treiben Sie mich nicht zum Aeußersten!"

„Es ist, sagte der Schulmeister, Louis Hubert, dessen Name neuerlichst vor einem Schwurgerichtshofe ertönte.“

Louis Hubert, da wir nun doch den Namen des jungen und bleichen Mannes wissen, stürzte sich jetzt wüthend auf Hieronymus, als hätte er ihn erdrosseln wollen. Jedoch der Schulmeister stieß den schwächlichen Gegner mit einem Schlage der Hand dermaßen zurück, daß dieser seinen Angriff nicht wieder erneuerte.

Fanchette verstummte vor Erstaunen und Schrecken.

„Louis Hubert! sagte sie endlich mit schmerzlicher Betonung, Louis Hubert, der Wilddieb . . . der Mörder des armen Ducros? O! mein Gott! mein Gott! wie kann ein Gesicht so täuschen?“

Sie wollte sich entfernen.

„Fanchette! Mamsell! rief Louis Hubert nun, indem er sie an ihrem Rocke festzuhalten suchte, ich beschwöre Sie, hören Sie mich an . . . .“

Das junge Mädchen machte sich jedoch schnell los, und betrachtete ihn mit einem so erzürnten, so verachtenden Blicke, daß der Unglückliche erschreckt zurückwich. Dann suchte sie schnell das Weite,

und die Quelle lag schon weit hinter ihr, als sie noch immer das Getöse eines heftigen Zankes zwischen den beiden Männern vernahm.

Obgleich dies Getöse nun zwar bald aufhörte, so stellte Fanchette dennoch ihren schnellen Lauf nicht ein. Sie war heftig aufgeregt; ihre Schläfe pulsirten stark; in dem Zustande der Aufregung, in dem ihr Geist sich befand, war ihr eine schnelle Bewegung Bedürfniß.

„Ein Meuchelmörder! einer jener elenden Blutbefleckten, welche das Leben meines Vaters bedrohen .... Wo hatte ich nur die Augen? Er schien mir so gut, so furchtsam, so würdig der Theilnahme? Seine Stimme drang mir zum Herzen, und er, er dachte gewiß nur daran, mir eine abscheuliche Schlinge zu legen. Kann Gott so verworfene Geschöpfe erschaffen haben?" Dies war ihr Selbstgespräch. Dessenungeachtet erreichte sie trotz der Schnelligkeit ihres Ganges das Graue Haus doch nicht; jemehr sie vorschritt, desto mehr dehnte sich das Gehege vor ihr aus. Sie war in der That in ihrer Aufregung von dem geraden Wege abgekommen. Bald überzeugte sie sich davon, schritt aber dennoch immer weiter in der Absicht fort, je-

den Augenblick auf die Allee des Kreuzwegs zu gelangen; eine Lichtung folgte der andern, hohe Waldungen auf Gehaue, aber der Eingang zum Fahrwege erschien nicht.

So verfloß eine Viertelstunde. Die Stille und Einsamkeit hatten nicht verfehlt, auf die Tochter des Aufsehers ihren beruhigenden Einfluß auszuüben. Auch suchte sie sich alsbald Rechenschaft von ihrer Lage zu geben, und indem sie unruhig um sich blickte, überzeugte sie sich, daß sie sich verirrt habe.

V.

Die Fasanerie.

Während sie sich wohl oder übel zu orientiren suchte, bemerkte Fanchette Vinet dem Gebüsch gegenüber eine lange Zauneinfassung von Latten, welche eine große Strecke Land zu umgeben schien. Das Innere der Einschließung bildete eine Art von englischem Garten mit krummen Gängen und häufigen lichten Stellen, in welche Luft und Licht frei eindrangen; in der Mitte gewahrte man einen Pavillon nach ländlicher Bauart, ohne Zweifel zur Wohnung eines Wächters bestimmt. Fanchette errieth, daß sie der Zufall zur Fasanerie des Grafen geführt habe; es war dies nämlich der Ort, wo man mit großen Kosten junge Vögel erzog,

die, wenn sie erwachsen waren, über den Zaun flogen und den benachbarten Wald bevölkerten. Sie hatte auch in dieser Beziehung durchaus keinen Zweifel mehr, denn als sie sich dem schlecht zusammengefügten Zaune näherte, gewahrte sie kleine Strohhütten und netzförmige Gewebe, die man Parquets nennt, an den Füßen gefesselte Bruthennen und selbst junge Fasanen, welche noch nicht genug Kraft in ihren Flügeln zu haben schienen, um das Land zu gewinnen. Vollständig beruhigt schritt sie längs der Einzäunung hin in der Hoffnung, irgend Jemand anzutreffen, der ihr den Weg zum Grauen Hause zeigen würde.

Sie stand gerade im Begriffe, ein Ende der Umzäunung zu überschreiten, als sie das Geräusch einer sehr lebhaft geführten Unterhaltung, im Innern der Fasanerie selbst, vernahm. Eben war sie auf dem Punkte, zu rufen und sich nach dem Wege zu erkundigen, aber ihr kaum erst bestandenes Abentheuer an der Thränenquelle hatte sie vorsichtig gemacht, und sie wollte daher denjenigen erst ansehen, mit dem sie zu thun hatte. Ihren Krug in die Hand nehmend, bog sie die hohen Kräuter

zur Seite und blickte dann durch die Spalten des Verschlages.

Die Sprechenden befanden sich ganz nahe bei ihr, und es war ein Wunder, daß sie diese Atalante vom Dorfe, trotz ihrer Leichtigkeit, nicht kommen gehört hatten. Sie hatten auf einer Bank im Fasaneriegarten Platz genommen und ihre Kleider berührten die Zaunstäbe. Nur das hohe Interesse dieser vertraulichen Unterhaltung allein konnte eine solche Zerstreuung bedingen. Es waren zwei; ein junger, elegant gekleideter Mann von reizender Gestalt, dessen fast weibliche Schönheit vielleicht zu sehr an Persönlichkeiten auf den Modebildern erinnerte, und die Gräfin von Ganges.

Dieser junge Mann, welchen Fanchette nicht kannte, war Eduard von Barneville, der zweite Sohn der Baronin von Barneville, die das Schloß gleichen Namens auf der entgegengesetzten Seite des Waldes bewohnte. Diese durch die Revolution ganz besonders mißhandelte Familie befand sich jetzt gegen ihre frühere Wohlhabenheit in sehr mißlichen Verhältnissen. Die Baronin hatte selbst einen sehr beschränkten Hausstand einführen müssen, um ihre beiden Söhne anständig erziehen zu kön-

nen. Der Aeltere war von seinem achtzehnten Jahre an in den Militairstand getreten und nahm in der Epoche, bis zu welcher wir gekommen sind, eine hervorragende Stellung in der Armee ein. Eduard, der jüngere, wohnte bei seiner Mutter, deren Benjamin er war. Da er immer in der Einsamkeit gelebt hatte, so hatte er einen schwachen, nachdenkenden, etwas wilden und doch für eine eigenthümliche Reizbarkeit empfänglichen Charakter. Jedoch die folgenden Ereignisse werden ihn dem Leser hinreichend kennen lehren.

Fanchette wollte nun, als sie ihre gebieterische Herrin gewahrte, entfliehen; jedoch wagte sie dies nicht. Die geringste Bewegung konnte sie verrathen; die Brombeer- und Dornensträuche, welche sie, um hierher zu gelangen, zur Seite gebogen hatte, hatten sich hinter ihr wieder geschlossen; es war daher unmöglich, ohne Geräusch sich eine neue Bahn zu brechen. Ueberdies, was würde aus der armen Fanchette werden, wenn die Gräfin von Ganges, die Wohlthäterin ihrer Familie, sie in einer Stellung überraschte, welche zu so unangenehmen Auslegungen Veranlassung gab? Sie war daher durchaus gezwungen, unbeweglich stehen zu

bleiben, den Athem anzuhalten, und in die hohen Kräuter gebückt, einen günstigen Augenblick zum Rückzuge abzuwarten.

Die Gräfin sprach mit zurückhaltender Stimme, aber betrübt und deutlich:

„Ich wiederhole Ihnen, Eduard, sagte sie, ich kann nicht länger dieses Leben der Falschheit, Lüge und des Verraths führen, ich erliege dieser Last ... Ich werde ungerecht gegen die, welche sich mir nahen, denn ich fürchte stets, daß sie mich eben so verachten, wie ich mich selber verachte .... Mitunter verliere ich den Verstand; ich kenne mich selbst nicht mehr .... Noch in dieser Stunde, während ein alter Diener mir meine keusche, reine Kindheit in das Gedächtniß zurückrief, wollte mein Herz brechen; ich bin auf die Vergangenheit zurückgekommen; ich habe mit schaudernden Blicke die unendliche Kluft gemessen, welche mich von dieser trennt .... Eduard, diese Pein muß ein Ende nehmen; wir dürfen uns nicht mehr sehen; ich bin dazu entschlossen, und Sie werden, ich hoffe dies, sich dieser Nothwendigkeit eben so zu unterwerfen wissen, wie ich."

„Ach! Madame, erwiederte ihr Gesellschafter

seufzend, können Sie von Trennung reden? das, was Sie von mir verlangen, übersteigt meine Kräfte wie meinen Muth! Sie sind meine erste, meine einzige Liebe, Leocadie, und wenn Sie mich so liebten, wie ich Sie liebe ....“

„Sie können vielleicht ohne Gewissensbisse lieben, Eduard; aber ich .... Ueberdies suche ich mich auch noch zu überreden, daß das Verhängniß mehr Schuld ist, wie wir .... Anfangs, als Sie mich allein und in der Einsamkeit vergessen sahen, habe ich Ihnen, dem ehrenhaften und guten, jungen Manne, mit einem reinen, frischen Herzen Mitleid eingeflößt, Sie wurden von meinen Leiden erweicht; und ich hatte Niemand außer Ihnen, gegen den ich mich beklagen konnte, der mir zuhörte, der mit mir weinte, wenn ich weinte .... Doch nein, unterbrach sie sich in einem heftigen Tone, lassen Sie uns keine Entschuldigungen aufsuchen; es giebt keine, und wir könnten auch keine haben. ... Lassen Sie uns lieber mit Vernunft sprechen; es ist Zeit, Eduard, daß Sie an Ihre Zukunft denken. Ich weiß, daß ein mächtig gewordener Freund Ihrer Familie, Ihnen eine bedeutende Stelle in der Verwaltung des Staates vorgeschla-

gen hat. Sie haben diese verweigert. Ihre gute Mutter beklagte sich mit thränenden Augen in meiner Gegenwart über diese hartnäckige Weigerung; sie kannte entweder die Ursache nicht oder sie hatte solche nur zu sehr errathen. . . . Eduard, machen Sie von diesem günstigen Umstande Gebrauch; nehmen Sie diese Stelle an, reisen Sie ab, reisen Sie sogleich ab."

„Verlangen Sie dies nicht, Madame! sagte Eduard mit einer schmerzlichen Heftigkeit; diese Gegend verlassen, Sie nicht mehr sehen ... nie würde ich darein willigen! ich würde es hundertmal vorziehen, mich in den Teich von Barneville zu stürzen!"

„Nun denn! wenn die Sorge wegen Ihrer Zukunft, wenn die Wünsche Ihrer Mutter, die Würde Ihres Namens nichts über Sie vermögen, dann werde ich dieses Opfer von Ihrem Edelmuth verlangen. . . . Eduard, ich bin unglücklich, unglücklich durch Sie; ich werde von Gewissensbissen verfolgt, die mir weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe lassen. . . . Diese Gewissensbisse sind vielleicht eine Eingebung von Oben und Gott würde uns sehr strafen, wenn wir darauf nicht Rücksicht nähmen. Es scheint mir, daß jeder sich mir Nahende auf

meiner Stirn meinen Fehltritt liest und ein Instrument zu meinem Untergange werden will. In jedem meiner Diener erblicke ich einen Spion, einen Verräther. Dieser Franz, dieser mürrische, aber treue und verschwiegene Alte, der mich fortwährend begleitet, flößt mir ohne Unterlaß Furcht ein. Ungeachtet der Wohlthaten, womit ich ihn überhäufe, glaube ich doch öfter in seinen Zügen einen Ausdruck von Verachtung und Drohung zu lesen.... Eduard! Eduard! wenn derjenige, dessen Namen ich trage, jemals erführe, wie sehr ich seiner unwürdig bin, dann würde ich vor Schande und Schmerz sterben!"

„Aber eigentlich müßte er sich über die Unglücksfälle und Fehltritte, die Sie, Madame, mit so vieler Bitterkeit beklagen, anschuldigen. Ist er es nicht, der durch sein Fortgehen und durch seine Ausschweifungen Ihre Seele mit Galle und Widerwillen erfüllt hat? Beunruhigen Sie sich daher nicht, weder über seine Klagen, noch über seine Vorwürfe, wenn er deren jemals erheben sollte, denn er allein ist strafbar. Was mich persönlich betrifft, so hasse ich ihn, und sollte mir der Himmel irgend

eine Gelegenheit geben, ihm meine Abneigung zu zeigen . . . ."

„Sagen Sie das nicht, Barneville! rief die Gräfin. Bei dem Gedanken, daß Sie sich dem Grafen Stirn gegen Stirn gegenüber finden, mit ihm Streit anfangen würden, erstarrt mein Blut zu Eis in meinen Adern. O! Eduard! ich beschwöre Sie, und bitte Sie inständigst, meiden Sie eine solche Gelegenheit, von der Sie eben sprechen; versprechen Sie mir, was auch kommen möge, um jeden Preis ein Zusammentreffen zu vermeiden, dessen mögliche Folgen mich schaudern machen!"

„In der That, Madame, erwiederte der junge Mann ironisch, man möchte zu glauben versucht sein, daß Sie in diesem Falle seinetwegen diese Bitte geäußert . . . ."

„Nein! nein! Eduard, sagte die Gräfin, Thränen vergießend; indeß ich liebe ihn noch, und wenn Sie mich auch deshalb tödten möchten, so glaube ich doch, daß ich in meinem Leben nur ihn geliebt habe!"

Ein tiefes Stillschweigen folgte diesen Worten; man hörte nur das Knarren der Bank so, als wenn einer der Sprechenden einen krampfhaften Ruck

gemacht hätte; dann vernahm man Schluchzen und unterdrückte Seufzer.

So sonderbar ein solches Geständniß in der Lage der Gräfin auch scheinen mag, so war es doch streng in der Wahrheit begründet. Grausam durch die Gleichgültigkeit und das Verlassensein von ihrem Manne verletzt, hatte Frau von Ganges, sei es wegen Unthätigkeit, sei es wegen eines unbestimmten Wunsches nach Rache, sei es endlich, daß es ihr gelingen würde, den Grafen durch Erregung seiner Eifersucht zu sich zurückzubringen, anfangs nicht kräftig genug der verzweifelten Liebe Barneville's sich widersetzt. Ihrer selbst sicher, hatte sie geglaubt, Nachsicht mit einer Leidenschaft haben zu müssen, die sie leiten und zum Nutzen ihrer geheimsten Interessen verwenden zu können glaubte. Doch hatte sie sich in ihrer Rechnung betrogen, sie war in ihre eigenen Schlingen gefallen. Diese heftige Liebe des jungen Mannes, in der ganzen Gluth einer ersten Leidenschaft, hatte die Gräfin unkluger Weise über die Schranken hinausgehen lassen, welche sie im Voraus sich hatte setzen wollen. Ihr Loos war das so vieler Frauen, welche, wie sie, sich nicht fürchten, mit dem Feuer zu spie-

len, und damit enden, daß sie ohne Liebe unterliegen.

Fanchette begriff nicht Alles, was sie gehört hatte; aber sie sah dunkel einen Abgrund, in den sich diese so schöne und stolze Frau gestürzt hatte. Jetzt erklärte sie sich auch der Gräfin trübe Stimmung, ihren Zorn und ihre Launen; sie errieth die blutende Wunde, welche die herrlichen Stoffe und die Diamanten dieser mit sich zerfallenen Gattin bedeckten; mitfühlende Thränen rollten über ihre jungfräulichen Wangen herab.

Endlich hörte das Stillschweigen auf der andern Seite des Zaunes auf; Eduard von Barneville sagte in sehr aufgeregtem Tone zur Gräfin:

„Genug, Madame; ich werde mich nun beeilen, Sie von meiner Gegenwart zu befreien ... Seien Sie dessen versichert; bald wird meine Liebe Ihnen nicht mehr lästig sein .... Ich werde fernerhin nicht mehr die Ursache Ihrer Schrecken sein, die ich mir deutlich erkläre, weil Sie, nach Ihrem eigenen Geständnisse, mich nie geliebt haben."

Und er schlug sich verzweifelt vor den Kopf.

„Eduard, sprechen Sie nicht in einem so bittern Tone; ich weiß vielleicht selbst nicht, wie tief das

Gefühl, was ich beklage, in mein Herz gedrungen ist .... Lassen Sie mich vielmehr Ihnen für diesen muthigen Entschluß danken, und da wir uns nun trennen müssen, so wollen wir ohne Zorn und Haß dies thun .... Ach! werden wir die Eine oder der Andere nicht hinreichend bittere Erinnerungen behalten?"

Der schöne junge Mann hörte mit trübem Blicke, starrem, düsterm Auge zu. Er antwortete in einem wunderlichen Tone:

„Nun wohl! es sei, Madame, und sollte ich auch darüber sterben; ich werde mich Ihrem Glücke und Ihrer Ruhe opfern .... Es sei mir aber mindestens erlaubt, eine Bedingung an diese schmerzliche Aufopferung zu knüpfen?"

„Und welche, Eduard?"

„Ich wünsche Sie noch ein Mal zu sehen, um Ihnen mein letztes Lebewohl zu sagen."

„Wozu könnte das gut sein? erwiederte die Gräfin mit einem Seufzer; dieses Lebewohlsagen erweicht das Herz unnöthig, entnervt den Muth .... Nichts desto weniger willige ich darein; nach drei Tagen wollen wir uns wieder hier treffen, wo wir nur immer zufällig uns zu begegnen scheinen. Ueber=

dies gestattet Ihnen ja der Anstand, da Sie abreisen wollen, mir in Saint-Leger einen Abschiedsbesuch zu machen!"

„Nein, nein, nicht hier, sagte Barneville leise, aber, wie sonst, im Garten-Pavillon.... Leocadie, um Gottes Willen erhören Sie diese letzte Bitte, welche ich auf dieser Erde noch an Sie richten werde!"

Frau von Ganges lehnte dies anfangs ab, aber Eduard beharrte so dringend darauf, daß sie endlich nachgab.

„Nun, erwiederte sie, weil es sein muß ... nächsten Dienstag, wenn Alle im Schlosse schlafen, werde ich Sie im Pavillon erwarten.... Dennoch wäre es vielleicht besser gewesen, wenn Sie auf diese Zusammenkunft verzichtet hätten; wer steht uns dafür, daß dieselbe nicht für uns eine verhängnißvolle werden wird?"

Während dieser letzten Worte waren die beiden Redenden aufgestanden und schritten die schattigen Wege der Fasanerie entlang. Bald wurde das Gemurmel ihrer Stimmen undeutlich und verlor sich dann in der Entfernung.

Als Fanchette sich frei sah, verließ sie ihren

Versteck. Sie hielt zuerst ihre Hand vor die Stirn und athmete tief auf; man hätte sagen können, sie wäre von einem heftigen Alpdrücken befallen gewesen. Dann nahm sie, von einem panischen Schrekken erfaßt, ihren Krug und lief den Fußsteig, welcher sich an der Fasanerie hinzog, entlang. In dem Augenblicke nun, wo sie um die Ecke des Zaunes biegen wollte, sah sie sich Auge gegen Auge einem Manne gegenüber, der, wie sie, sich in dem benachbarten Gebüsche der Latten-Einzäunung, jedoch auf der anderen Seite der Ecke, verborgen gehabt zu haben schien. Fanchette erkannte ihn sogleich wieder; es war Franz, der alte Diener der Gräfin.

Er warf einen drohenden Blick auf sie.

„Woher kommen Sie? fragte er barsch; sind Sie schon lange hier?"

Fanchette war eingeschüchtert; dennoch verließ sie ihre Geistesgegenwart nicht.

„Es hat mir hier im Holze, antwortete sie, etwas Furcht erregt, daher bin ich gelaufen und habe mich verirrt . . . zeigen Sie mir doch gefälligst den Weg zum Grauen Hause."

Sie drückte sich mit jener unerschütterlichen Bestimmtheit, dem Erbtheile der Töchter Eva's, selbst

der unschuldigsten, aus; doch schien Franz noch nicht vollständig von dieser Behauptung befriedigt, sondern machte einen langen Hals. Endlich kehrte er dem jungen Mädchen den Rücken und setzte sich mit großen Schritten in Bewegung. Fanchette folgte ihm. Nach wenigen Augenblicken erreichten sie eine breite Allee, an deren äußerem Ende der Kreuzweg und das Graue Haus sichtbar wurden. Die Kleine machte eine tiefe Verbeugung, welche aber nicht bemerkt wurde, und eilte nun schnellen Schrittes ihrer Wohnung zu. Der mürrische Diener seinerseits beeilte sich aber, der Zügel zweier Pferde sich wieder zu bemächtigen, die an einen Baum angebunden waren, um den Glauben zu erwecken, als habe er seinen Posten auch nicht einen Augenblick verlassen.

Fanchette erreichte, ganz außer Athem, das Graue Haus. Binet war schon wieder fortgegangen und sie fand daher nur Susanne, welche, nach ihrer Gewohnheit, weinte. Nachdem sie sich nun einen Augenblick ausgeruht, erzählte Fanchette ihrer Mutter ihr doppeltes Zusammentreffen an der Thränenquelle. Ueber das, was Louis Hubert betraf, glitt sie leicht hinweg, verweilte jedoch länger bei

der drohenden Mittheilung Seitens des Schulmeisters rücksichtlich der Wegnahme der Geräthschaften zur Wilddieberei. Ueber die Scene bei der Fasanerie sagte sie indessen kein Wort. Weshalb sollte sie auch Fehler, die am besten im Schatten und Stillschweigen begraben sind, ohne Veranlassung weiter mittheilen? Susanne endlich war in diesem Augenblicke unfähig, sich mit etwas Anderem als dem Schicksale ihres Mannes zu beschäftigen.

„Ja, ja, dachte sie, wenn ich ihn so für sich handeln ließe, dann würde Vinet offenbar von den Räubern ermordet werden. . . . Indeß mit Hilfe dieses guten Mannes, des Herrn Rouiller, werde ich ihm, gegen seinen Willen, das Leben erhalten."

VI.

Ein Abend im Grauen Hause.

So verflossen einige Tage, ohne daß Vinet davon sprach, seine Stelle verlassen zu wollen. Im Gegentheil verrichtete er seine Obliegenheiten mit Eifer und schien er sein Spiel mit den Wilddieben thätig zu betreiben. Tag und Nacht auf den Füßen, kam er nur in langen Zwischenräumen in seine Wohnung, um seine Mahlzeiten zu halten. Während dieses kurzen Zeitraumes hatte er alle diejenigen Theile des Waldes, die seiner Obhut anvertrauet waren, auf das Genaueste kennen gelernt; er hatte die engsten Gebüsche geprüft, die Tiefen, die Sümpfe, die Steinbrüche untersucht. Er war damit eben so vertraut, wie seine nunmehrigen

Collegen, welche schon seit langen Jahren in dieser Gegend wohnten. Auch hatte Vinet von ihnen einige Mittheilungen über gewisse Einwohner der benachbarten Dörfer eingezogen, es aber abgelehnt, sie an seinen Zügen Theil nehmen zu lassen. Er ließ sie in ihren Runden und ihren Patrouillen sich müde laufen; er selbst aber handelte stets allein für sich.

Herr Dubreuil erschien fast täglich in dem Grauen Hause, als hätte er sich überzeugen wollen, ob sein Aufseher noch lebe. Zu verschiedenen Malen schon hatte er Vinet auf die Gefahr aufmerksam gemacht, die sein Alleinsein erzeugen könne; aber der gute Mann antwortete ihm stets mit lautem Lachen:

„Lassen Sie mich nur machen, zum Henker! Diese Spaziergänge mehrerer Personen, welche aus verschiedenen Gegenden sich zusammenfinden, taugen durchaus nichts; die Wilddiebe erhalten davon Wind und machen sich davon . . . . Ohne zu rechnen, daß es auch falsche Freunde giebt, wie Sie wissen. Dagegen fürchte ich und Choupille keinen Verrath . . . . Gedulden Sie sich nur, das Geschäft geht ganz gut."

Der Verwalter machte einen langen Hals und zog sich mit Kummer über eine solche Hartnäckigkeit, die so traurige Folgen haben konnte, zurück.

Dessen ungeachtet hatte Binet seit der am ersten Tage bewirkten Wegnahme der Fallen weder einen Fang gethan, noch hatte er sich zu einer Anzeige veranlaßt gesehen. Obgleich sein Bereich der am Wildpret reichste und von den Wilddieben am Meisten besuchte im ganzen Walde war, so waren doch Schlingen und Schnüre wie durch einen Zauber verschwunden. Selbst in den Stunden, wo man gewöhnlich Morgens und Abends auf den Anstand geht, hatte er auch nicht einen Anstand-Stehenden auf frischer That überrumpeln können. Dennoch ging die Wilddieberei ihren gewöhnlichen Gang. Befand sich der Aufseher auf irgend einem Punkte im Hinterhalte, dann hörte er häufiges Schießen auf dem entgegengesetzten Theile des Waldes. Man hätte sagen können, ein schlechtes Subject benachrichtige die Uebelthäter genau über die Stelle, wo er sich befinde. Und diesem Allem zum Trotze war der gute Mann keineswegs furchtsam; zufrieden und heiterer Laune erwartete er ruhig den Erfolg seiner Wachsamkeit.

Einige Tage hindurch schien Mutter Binet, die immer klagende Susanne, etwas mehr ergeben in ihr Schicksal zu sein; sie drang nicht mehr in ihren Mann, nach la Rochette zurückzukehren, und wenn sie gleich bei seinem Fortgehen noch immer schwere Seufzer ausstieß, so hatten doch ihre Wehklagen etwas mehr Besänftigtes. Dahingegen war Fanchette, bisher lebhaft und heiter, jetzt schweigsam und melancholisch. Es ist möglich, daß sie im Geheimen noch ernste Befürchtungen rücksichtlich ihres Vaters hegte; möglich ist es aber auch, daß diese veränderte Laune eine andere Veranlassung hatte, wovon nur sie das Geheimniß besaß. Sie unterzog sich mit ihrer Mutter der Führung der Wirthschaft, und die wenigen Stunden von Muße, die ihr blieben, brachte sie in ihrem Zimmer entweder mit Lesen oder Arbeiten hin. Sie ging selten fort und kam, aus Furcht vor schlechten Begegnungen, sehr schnell zurück. In der That hatte sie Louis Hubert, den man, ungeachtet seiner Freisprechung, noch immer als den Mörder Dücros' ansah, mehrere Male um das Haus schleichen gesehen. Bleicher und düsterer, als das erste Mal, schien er sich Fanchette nähern zu wollen. Diese aber

drehete mit einem so wohl bezeichneten Ausdruck von Verachtung ihm den Rücken, daß er es nicht mehr wagte, sie anzureden. Was die Gräfin betrifft, so war sie nur noch ein Mal nach dem Besuche bei dem Aufseher im Walde spazieren geritten und es lief das Gerücht, ein leichtes Unwohlsein halte sie im Schlosse zurück.

Gegen Abend des fünften Tages war der alte, gutmüthige Binet, um Abend zu essen, nach Hause gekommen, und überließ sich länger, als dies gewöhnlich der Fall, dem Vergnügen einer guten Mahlzeit und des Zuhauseseins. Bequem neben dem Kamine vor einem kleinen Tische sitzend, auf dem man leere Teller und Schüsseln sah, streckte er mit einem gewissen Wohlgefallen die Füße lang vor sich aus. Draußen hörte man das Sausen des Windes und das Plätschern des Regens. Choupille, der nahe dem Kamine sich der Wärme gleichfalls erfreuete, ließ mitunter ein leises, ein gewisses Wohlbehagen bezeichnendes, Knurren hören. Indeß lagen des Aufsehers Flinte, Jagdtasche und Mantel augenfällig auf einem Stuhle, als ob diese Geräthschaften bald nöthig werden würden; auch selbst der Hund, welcher ab und zu sein Auge nach dieser Seite

richtete, schien es mit seiner gegenwärtigen Glückseligkeit nicht zu ernst zu nehmen.

Die beiden Frauen gingen und kamen stillschweigend, um den Hausherrn zu bedienen. Plötzlich wendete sich Vinet an Fanchette, betrachtete sie mit dem Blicke eines Faullenzers und sagte zu ihr:

„Höre, Kleine, sei ein gutes Kind .... hole die Flasche Branntwein aus dem Schranke. Die Nacht wird teufelmäßig feucht sein; ich habe irgend etwas nöthig, um mir den Magen warm zu erhalten .... und dann, weißt Du das, versichert man, daß der Branntwein mager mache."

„Vater, der Arzt hat es Dir verboten", antwortete Fanchette stockend.

„Ah! zum Henker, ein Mal ist nicht Gewohnheit .... Lauf, lauf; ich habe mir es vorgenommen, ich will einen kleinen Schluck trinken."

Fanchette gehorchte und brachte ihrem Vater die Flasche; jedoch statt eines kleinen Schlucks goß der gute Mann sich ein großes Weinglas voll und begann mit Wohlgefallen davon zu nippen.

„Vinet, fragte Susanne in ihrem weinerlichen Tone, wirst Du vielleicht bei diesem schlechten Wetter auch eine Nachtrunde machen?"

„Sage lieber, mein Hühnchen, ich werde die ganze Nacht wegbleiben .... Es fehlt diese Nacht nicht an Arbeit.“

„Aber, wozu nützt es Dir denn, fortwährend auf den Füßen zu sein? Du siehst nichts, Du arretirst Niemand und machst keine Anzeigen; wäre es nicht besser, Du bliebest zu Hause und schliefest im warmen Bette?“

Der Aufseher lachte mit gefälliger Miene:

„Nun, sagte er, Du weißt nicht, was Du sprichst .... Ich bin schon viel weiter gediehen, als man glaubt; ich habe den Wilddieben schon schöne Streiche gespielt, und werde ihnen noch mehrere spielen. Bevor acht Tage vergangen sein werden, werde ich sie alle in meinem Sacke haben!“

Und sich die Bestürzung seiner Frau und Tochter bei dieser Neuigkeit zu Nutze machend, schenkte er sich noch ganz freigebig einen Schluck Branntwein ein.

„Geh doch, Du täuschest Dich ja! erwiederte Susanne, indem sie sich ihm mit Neugierde nahete; seitdem Du das Gebüsch durchstreichst, bist Du ja noch nicht Einem dieser Waldmänner begegnet.“

„Und dennoch, mein Hühnchen, sagte der Aufseher, dessen Zunge schon von der berauschenden Wirkung des Brantweines sich löste, in dieser Stunde kenne ich diese Schurken, mit Ausnahme des Anführers, bereits sämmtlich .... Ich weiß ihre Namen, ihre Wohnungen, und bei der ersten Gelegenheit werde ich sie in meinem Netze haben. ... Ei, ei, zum Henker! Für die kurze Zeit, daß wir hier sind, ist das nicht schlecht gearbeitet."

„Wäre dies möglich?" fragte Susanne.

„Väterchen, fragte Fanchette, wie hast Du dies angefangen?"

Binet fuhr fort zu lachen und streckte sich gemächlich auf seinem Strohstuhle:

„Hört, Hühnchen, ich werde Euch das vor meinem Fortgehen, um Euch ein Bischen zu amüsiren, noch erzählen; ich könnte Euch jetzt schon Alles sagen, aber dies ist ein henkerswerthes Kunststück, wozu mir der Teufel selbst den Gedanken eingegeben hat. Denkt Euch nur, ich, oder vielmehr Choupille, dessen Nase vortrefflich ist, hatte dort unten in dem verlassenen Steinbruche, auf der Seite des Pariser Weges, die Höhle entdeckt, in der die Wilddiebe ihr Wild verbergen, ein tiefes

Loch, das man bei Tage mit trocknen Zweigen und Blättern bedeckt. Als ich nun in die Vorrathskammer dieser Schurken gefallen war, war diese, meiner Treu, ganz gut bestellt. Ein guter Spießhirsch, drei Hasen und ein halbes Dutzend Fasanen machten den Inhalt. Jeder Andere nun würde diesen zusammengerafft haben; — ich aber war nicht so dumm! Die Wilddiebe hätten, zum Henker! sich einen anderen Ort gesucht und ich hätte von Neuem anfangen müssen. Vor allen Dingen lag mir daran, diese unsichtbaren Spaßmacher persönlich kennen zu lernen, und überzeugt, daß sie in der nächsten Nacht wiederkommen würden, um ihre Waare abzuholen, bin ich nach Hause zurückgekommen, habe einen Topf mit rother Farbe geholt und dann mit einem Pinsel das nächste Gebüsch der Höhle bestrichen. In der nächsten Nacht habe ich mich in einiger Entfernung in den Hinterhalt gelegt; die schönen Herren erschienen in der That einer nach dem andern, indem sie in dem Gebüsch heran krochen. Ich bemerkte gegen sechs, welche den Ertrag ihrer nächtlichen Jagd in das gemeinschaftliche Magazin brachten. Gegen drei Uhr Morgens gab die Schnellpost nach Paris das

Zeichen ihrer Annäherung und nun belasteten sich zwei dieser Wilddiebe mit so viel Wild, daß sie es kaum tragen konnten. Sie erwarteten dann die Ankunft des Postwagens, welcher, als er sie bemerkte, still hielt; darauf übergaben sie dem Schaffner das Wild, erhielten ihr baares Geld und die Post fuhr in scharfem Trabe weiter. Inmittelst konnte ich ihnen nahe kommen, denn man sah fast keinen Gegenstand, und da hörte ich denn, daß der eine zu dem Schaffner sagte: „nächsten Dienstag, Nachts; der Anführer wird dann hier sein und dann werden wir noch eine bessere Jagd machen.“ Eine bessere Jagd! . . . Die Taugenichtse! was wollen sie denn noch mehr? Endlich ist heute der verabredete Dienstag und ich werde in dieser Nacht den berüchtigten Anführer, der ein ganz schlauer Spitzbube sein muß, endlich ausfindig machen. Wohl habe ich Argwohn auf Jemanden; . . . doch ist es besser, wenn man sicher geht.“

Die beiden Frauen hörten ihm mit offenem Munde zu.

„Aber sage mir doch, fragte endlich Susanne, auf welche Weise hast Du denn diese Leute wiedererkennen können?“

„An der Farbe, zum Henker! Du hast die Farbe vergessen, welche ich an die Blätter der Sträucher gestrichen hatte? ... Gestern ging ich in dem Walde auf und ab und begegnete hin und zurück allen meinen Herumstreichern mit rothen Strichen auf ihren Kleidern; ich hatte sie wie fette Hammel auf dem Markte gezeichnet. Die Einen wollten Gras schneiden, die Andern suchten Eicheln, wieder Andere hatten das unschuldigste Aussehen von der Welt; aber ich habe mir ihre Namen sagen lassen; ich habe mir auf ihre Rechnung Auskunft über sie verschafft und diese tief in mein Gehirn eingeschrieben. Alles Uebrige wird ganz leicht sein, wenn ich erst den Anführer kennen gelernt habe. . . . Ah! zum Henker! das erwarten sie nicht!"

Während er dieses erzählte griff der ehrliche Aufseher, wahrscheinlich in Zerstreuung, wieder mit der Hand nach der Flasche; Fanchette entzog sie ihm jedoch gewandt.

„Es ist genug, lieber Vater, sagte sie zu ihm; es wird Dir nicht gut bekommen ... für heute ist es genug."

„Meinst Du das? erwiederte der gute Mann;

mag es sein, mein Kind; verschließe die Flasche wieder, sonst würde ich mich übernehmen. . . . Nun saget mir, Ihr Hühnchen, was denkt Ihr von meinen Künsten? Glaubt Ihr noch, daß ich meine Zeit vergeblich verschwende?"

„Das ist ganz gut, Binet, erwiederte Susanne, aber die Anderen können eben so schlau sein wie Du, und wenn sie dann Deine Hinterlist erführen . . ."

„Hm! Es ist leicht möglich, daß sie davon Wind bekommen haben, denn einer von ihnen hatte schon versucht, den rothen Fleck von seinem Rocke abzuwaschen und würde mir diesmal vielleicht entgangen sein, wenn meine Farbe nicht so fest hielte. Andere, welche ich ausfragte, betrachteten mit einer gewissen Aengstlichkeit die rothen Flecke ihrer Blousen, und noch heute am Tage sah ich mehrere um den Steinbruch schleichen, und sie schienen das noch mit meiner Farbe übertünchte Gesträuch zu prüfen. . . . Ja, ohne Zweifel müssen sie jetzt den Betrug erkannt haben. Aber was thut das? sie werden dadurch nicht weniger dreist werden."

„Höre, Väterchen, sagte Fanchette in einem schmeichlerischen Tone, während sie die Haare des guten Mannes scheitelte, um ihm einen Kuß auf

die Stirn zu geben, man sollte nicht glauben, daß Du, wenn man Deine einfache und gute Miene so sieht, so viel Bosheit besitzen könntest ... Doch wäre ich wohl begierig, eine Sache von Dir zu erfahren ...."

„Sprich, meine Kleine, antwortete der Aufseher, der sich über die Schmeicheleien seiner niedlichen Tochter freute, sprich, was willst Du wissen? Inwiefern können diese Schabernake der Wilddiebe Dich interessiren?"

„O! mein Gott! nicht im Geringsten; es ist bloße Neugierde .... Der junge Mann, Du weißt ja, dem ich zuweilen hier in der Nähe begegne, den man in der Dücros'schen Sache vor Gericht gestellt hat, ist der auch ein Mitglied dieser Bande?"

Ungeachtet ihrer Behauptung von Gleichgültigkeit, zitterte Fanchette's Stimme aber dennoch.

„Ah! der kleine Louis Hubert, entgegnete der Aufseher; ich glaube gewiß zu sein, daß er nicht dazu gehört. Früher trieb er sich wohl mit ihnen umher, aber seit der Geschichte mit Dücros haben sie sich überworfen.... Er hat sich die Lection zu

Nutze gemacht, zum Henker! die Lection war ein wenig hart."

Das junge Mädchen fing jedes seiner Worte begierig auf.

„Die heilige Jungfrau sei dafür gepriesen!" sagte sie.

Ihr Vater sah sie von der Seite an.

„Und was kümmert das Alles Dich, Kleine?"

„Einfach das, daß er viel gefährlicher sein könnte, als alle Anderen .... man begegnet ihm ja fortwährend im Walde ...."

„Ah! deswegen? sei ohne Sorgen, Kind; Du hast nichts zu fürchten .... Der ist ein Original, ein halb närrischer Träumer, der spazieren geht, um die Bäume, Gesträuche, Sonne und Mond zu betrachten; das sind seine Gedanken .... Als er mit den Schurken Wilddieberei trieb, ging sein Geschäft nicht; und nebenbei hatte er einen jüngern, kränklichen, geistesschwachen, fast blödsinnigen Bruder, den er bei einem Arzte in Chartres in Pflege gebracht hatte, da er glaubte, daß derselbe würde geheilt werden können .... Dieser Bruder kostete ihm die Haare vom Kopf, und blos um diese Ausgaben bestreiten zu können, hatte

sich der arme Hubert von den Anderen mit fortreißen lassen; er arbeitete am Tage in seiner Werkstätte und des Nachts trieb er Wilddieberei. Als man ihn gefänglich einzog und er nun die Pension nicht mehr bezahlen konnte, wurde sein armer blödsinniger Bruder in ein Hospital gebracht, wo er wenige Tage nachher elend starb . . . . O! ich kenne diese ganze Geschichte schon genau."

„Dieser Herr Hubert hat das gethan, lieber Vater? Er hat seinen kranken Bruder unterhalten? er hat sich seinetwegen in Verlegenheit gebracht? Wissen Sie wohl, daß das sehr schön von ihm ist? Dann ist er aber doch wohl auch an dem ihm aufgebürdeten Verbrechen unschuldig?"

„Es ist wohl möglich; Herr Dubreuil, ein wohlunterrichteter und aufrichtiger Mann, hat mir die Geschichte erzählt. Die Strafbarkeit dieses jungen Menschen hat niemals bewiesen werden können, weshalb ihn auch die Richter freigesprochen haben. Einiger Verdacht indeß hatte sich gegen ihn dadurch erhoben, daß man ihn als Wilddieb kannte, und dann hat man in dem zweiten Laufe seines Doppelgewehres dasselbe Blei und gleiches Papier gefunden, als das war, womit der Aufseher war getödtet worden.

Hubert hat nun behauptet, es müsse während seiner Abwesenheit eine Person, die er aber nicht näher bezeichnen könne, in seine Wohnung gegangen sein, das Gewehr geholt und es gleichfalls, während er abwesend gewesen, wieder zurückgebracht haben. Außerdem haben ehrenhafte Zeugen erklärt, daß in dem Augenblicke, wo das Verbrechen begangen worden, der Angeklagte sich in Senneterre, sechs Stunden von hier, befunden habe. In dieser Geschichte ist Vieles dunkel; jedoch aufrichtig gesagt, es ist mir nicht möglich, zu glauben, daß dieser Junge einen so schlechten Streich hat machen können."

Fanchette schien sehr aufgeregt. Sie hätte an ihren Vater so gern noch einige andere Fragen gerichtet; aber diese erstarben durch eine unbesiegbare Furcht auf ihren Lippen.

Susanne unterbrach diese Unterhaltung:

„Jesus, mein Herr! willst Du uns durch die Erzählung dieser traurigen Geschichte Unglück in das Haus bringen? sagte sie mit einer Mischung von Schreck und Ungeduld; ich habe es nicht gern, wenn man in meinem Beisein davon spricht . . . .

Das kommt mir in der Nacht wieder vor und ich träume davon!"

„Genug, genug! sagte der Aufseher, während er aufstand, das ist vorbei . . . . Ich gehe nun. . . . Fanchette, schnell meinen Hirschfänger und meinen Mantel!"

„Vater, es regnet und die Nacht ist sehr dunkel!"

„Zum Henker! desto besser; das ist der Augenblick, in dem sich die Wilddiebe sicher wähnen und keinen Argwohn haben."

„Aber Du kannst in eine Schlucht fallen, im Kothe, im Moraste stecken bleiben", sagte Susanne.

„Bah! wenn ich gefährliche Stellen durchwandere, dann nehme ich Choupille an den Riemen und dann führt er mich, wie einen Blinden; Choupille hat die Augen Tag und Nacht offen, und was er nicht sieht, das riecht er . . . . Gut! ich glaube, das ist Alles . . . . Hast Du Wein in meine Kürbisflasche gegossen, Fanchette?"

„Vater, sagte das junge Mädchen, Du solltest hier bleiben . . . . Ich weiß nicht, weshalb ich gerade heute so ängstlich bin, daß Du fortgehen willst."

„Henker! Und dann die Gelegenheit einbüßen, endlich diesen armseligen Anführer der Wilddiebe kennen zu lernen? Oefters . . . .“

„Wenigstens, unterbrach ihn Susanne, setze Dich nicht zu Vielem aus, mein armer, theurer Mann!“

„Laß gut sein, die Nacht ist sehr dunkel; ich könnte, glaube ich, mich dreist unter die Wilddiebe mengen, und ohne daß sie Argwohn hätten, mit ihnen sprechen; das Wetter ist gerade dazu gemacht . . . . Nun lebt wohl, Ihr Lieben, lebt wohl; schlafet wohl, gute Nacht.“

Der Aufseher umarmte Susanne und seine Tochter, welche ihm noch immer Vorsicht anempfahlen, setzte dann seine Pelzmütze auf, nahm sein Gewehr und verließ mit seinem Hunde, der mit einer philosophischen Ergebung aus seinem köstlichen Winkel am warmen Kamine aufgesprungen war, das Haus.

Die beiden Frauen waren nun allein. Fanchette schob den Riegel vor die Thüre und Susanne setzte sich auf eine Bank, stützte den Kopf auf ihre Hände und murmelte ganz leise:

„Jetzt ist es zu spät, ihm noch ein Zeichen zu

geben. . . . Aber Binet wird wohl vorsichtig sein; überdies haben sie mir versprochen, ja sie haben es mir geschworen, sein Leben schonen zu wollen; ich kann daher ruhig sein!"

Dennoch konnte Susanne, aus reiner Gewohnheit, sich nicht enthalten, zu seufzen.

Die Stunde des Schlafengehens nahete; Fanchette ging hinaus, um die Fensterläden anzulegen, welche man jeden Abend sorgfältig schloß. Draußen strich ein ungestümer Wind durch die Bäume, der Himmel war mit schwarzen Wolken bedeckt. Nach Beendigung ihres Geschäfts ging die Tochter des Aufsehers wieder hinein. In dem Augenblicke aber, als sie sich anschickte, die Thüre zu verriegeln, wurde diese mit Heftigkeit aufgestoßen und ein Mann stürzte in das Haus. Mutter und Tochter stießen vor Schreck einen Schrei aus. Bei dem Scheine des einzigen Lichtes, das sie beleuchtete, erkannte Fanchette Louis Hubert.

Die Kleider des früheren Wilddiebes trieften von Regen; dennoch triefte der Schweiß von seiner Stirn herab, und, sei es Aufregung, sei es Wirkung eines schnellen Laufs, seine gewöhnliche Blässe ersetzte in diesem Augenblicke eine sehr lebhafte

Röthe. Seinen Hut abziehend, fragte er mit keuchender Stimme:

„Verzeihen Sie, meine Damen .... Herr Binet ist wohl nicht mehr zu Hause?"

Die bestürzte Mutter und Tochter dachten nicht daran, ihm eine Antwort zu geben.

„Ich habe rücksichtlich Ihrer nur gute Absichten, fuhr Hubert sanft fort; ich will den Aufseher nur benachrichtigen, daß seiner in dieser Nacht eine große Gefahr droht und ich bin hierher gelaufen, ihn, wenn es noch Zeit ist, davon zu benachrichtigen."

„Eine Gefahr bedrohet meinen Mann?" schrie Susanne, während sie den Arm Hubert's, den sie nicht kannte, ergriff.

Fanchette war zusammengefahren; jedoch entstand in ihrem Innern ein Zweifel und sie fragte:

„Was sagen Sie da, mein Herr? . . . Dürfen wir Ihnen denn Glauben schenken, Herr Louis Hubert?"

Bei Nennung dieses Namens ließ die Mutter den Arm des Besuchenden plötzlich los und entfloh nach dem andern Ende des Zimmers zu.

„Louis Hubert! der Mörder des armen Dü-

cros! wiederholte sie; nun sind wir verloren. Um Gottes willen, mein Herr, tödten Sie uns nicht. . . . oder schonen Sie wenigstens meine Tochter!"

Der Besuchende schien vor Schmach und Schaam zu Boden gedrückt.

„Beurtheilen auch Sie mich so? sagte er, kann ich denn Niemand von meiner Unschuld überzeugen? Jeder flieht mich, Jeder haßt und verachtet mich . . . . Dennoch wird die Wahrheit eines Tages an das Licht kommen und dann werden diejenigen, die ein gutes Herz haben, es schmerzlich bedauern, mich so schlecht behandelt zu haben!"

Fanchette versuchte vergeblich, ihre Aufregung zu verbergen. Hubert fühlte, daß es nur noch einer Anstrengung bedurfte, um die Vorurtheile des jungen Mädchens zu besiegen.

„Mamsell, sagte er mit Wärme, wäre ich straffällig, würde ich es dann wohl wagen, mich hier zu zeigen? müßte ich nicht fürchten, dieses Haus würde über meinem Kopf zusammenstürzen? Und hätte ich in diesem Augenblicke, wo ich in der Dunkelheit der Nacht mich zufällig an dieses am Rande des Weges aufgestellte, so traurige Erinnerungen erweckende Kreuz stieß, nicht, durch die

Hand Gottes zu Boden geschmettert, todt niederfallen müssen?! .... Scheint Ihnen das nicht so?"

Fanchette hielt sich nun nicht mehr.

„Ich glaube Ihnen, mein Herr, ich will Ihnen glauben! rief sie; Mutter, erinnere Dich dessen, was uns der Vater heute Abend gesagt hat; erinnere Dich des guten Benehmens des Herrn Hubert gegen seinen Bruder .... und überdies, die Welt irrt ja so oft! .... Wohlan! reden Sie, mein Herr, fuhr sie fort; wir setzen unser ganzes Vertrauen in Sie; Sie würden gewiß zwei wehrlose Frauen nicht täuschen können; eilen Sie daher, uns mitzutheilen, welche Gefahr meinem Vater droht!"

„O! Dank, Dank! Mamsell, erwiederte Hubert von Erkenntlichkeit übermannt; könnte ich Ihnen nur die Gründe sagen ...."

„Erzählen Sie mir von meinem Vater, unterbrach ihn Fanchette ungeduldig.

„Ach, ja! ach, ja! rief Susanne; welcher Gefahr ist denn mein armer Binet ausgesetzt?"

„Leider! Madame, kann ich es Ihnen nicht genau sagen, obgleich diese Gefahr wirklich vorhan-

den, und, wie man versichert, für ihn unvermeidlich sein soll. Ich sprach nämlich heute Abend einen dieser traurigen Wildschützen-Verbindung angehörenden jungen Mann; er ist einer der Straflosesten und besitzt leider nicht so viel innere Kraft, um, wie ich, mit ihnen zu brechen; er bedauert aber lebhaft, aus Unklugheit ihren schlechten Rathschlägen gefolgt zu sein. Heute Abend schien er sehr gepeinigt, und sagte mir, daß Herr Binet alle ihre Namen wisse, weniger jedoch den des Anführers. Diese rothe Farbe, mit der sie sich, ohne zu wissen auf welche Weise, bestrichen gesehen haben, hat ihren Argwohn erregt; sodann haben die Nachforschungen des Aufsehers nach dem Namen eines Jeden ihre Befürchtungen bestätigt. Sich entdeckt sehend, haben nun die Wilddiebe beschlossen, sich seiner zu entledigen, bevor er sie zur Anzeige bringen kann. Sie kennen die Gegend, die Binet heute Nacht passiren muß, und haben ihm eine Falle gestellt."

„Aber welcher Natur ist diese Falle?"

„Wo wird sie aufgestellt?"

„Das eben weiß ich nicht. Der arme Junge, von dem ich spreche, genießt nicht das unbedingte Vertrauen so, daß ihm das Complott ganz mitge-

theilt worden wäre; man mißtrauet ihm. Ueberdies ordnet der Anführer an, ohne den Uebrigen über seine Pläne Rechenschaft zu geben und man wagt es nicht, sich ihm zu widersetzen. Man hat namentlich Einem, der seine Zustimmung zu dem beabsichtigten Verbrechen zu geben sich geweigert hat, geantwortet, daß dieses Mal Niemand verfolgt werden, daß der Tod des Aufsehers als ein ganz zufälliger erscheinen und daß der Erfolg ein durchaus untrüglicher sein würde .... Auf diese Weise, meine Damen, würde es das Beste sein, wenn Herr Binet heute Nacht gar nicht fortginge; morgen am Tage wird man Nachforschungen im Walde anstellen und es wird leicht sein, sich zu versichern ...."

„Aber mein Vater ist ja doch schon fortgegangen!" rief Fanchette.

„Sie werden ihn nicht tödten; sagte Susanne wie im Irrthum; dann wären sie ja Ungeheuer?! Sie haben versprochen, ihn nicht umbringen zu wollen!"

„In welcher Gegend befindet er sich denn wohl?" sagte Louis Hubert.

„In der Gegend der Steinbrüche, nicht weit von der Pariser Straße", sagte Susanne.

„Er wird sich ganz nahe an der Felsenhöhle, wo diese Leute ihr Wild verbergen, aufgestellt haben", fügte Fanchette hinzu.

„O! er kennt ihre Höhle .... es ist daher keinem Zweifel unterworfen; dort also erwarten sie ihn und sie haben ihm auch sicher dort die Schlinge gelegt .... Leben Sie wohl, meine Damen .... Mamsell Fanchette, fügte Louis Hubert mit traurigem Lächeln hinzu, ich hoffe noch vor Ende dieser Nacht Ihnen den Beweis zu liefern, daß ich Ihren Haß nicht verdiene."

„Aber Sie unglücklicher junger Mann, sagte Fanchette, kennen ja selbst den Ort der Gefahr nicht und würden sich vielleicht in der Unmöglichkeit sehen, ihn zu vermeiden .... bleiben Sie lieber hier; meine Pflicht ist es, mich für meinen Vater zu opfern."

„Verlaß mich nicht, liebe Tochter!" rief Susanne, während sie diese bei den Kleidern festhielt.

„Mamsell Binet kennt die Oertlichkeiten nicht, sagte Hubert mit großer Eile, lassen Sie mich allein nur machen; wie manches Mal habe ich den

Wald aus viel weniger ehrenvollen Beweggründen in so dunkeln Nächten, wie die heutige, durchschritten! Haben Sie Vertrauen zu mir, es wird mein Plan gelingen; vielleicht kehre ich bald zurück, um Ihnen Neuigkeiten zu bringen."

Und er ging fort.

„Retten Sie meinen Mann, rief Susanne ganz außer sich, und ich werde Sie wie meinen Sohn lieben."

„Retten Sie meinen Vater, und ich werde mein ganzes Leben hindurch für Sie beten!" sagte Fanchette.

Hubert bewegte die Hand, wie um sie zu ermuthigen, und verschwand.

Nach seinem Fortgehen dachte weder die Mutter noch die Tochter daran, sich zur Ruhe zu begeben. Sie setzten sich und standen, ohne irgend einen anscheinenden Zweck, wieder auf. Die Thüre blieb nur angelehnt und von Zeit zu Zeit näherten sie sich ihr, um zu horchen; aber kein Geräusch, außer dem Sausen des Windes, störte die nächtliche Stille.

„Mutter, sagte Fanchette endlich mit Unruhe, weshalb hast Du mich nicht gehen lassen? Es

würden zwei Personen nicht zu viel gewesen sein, das Holz zu durchstöbern .... Aber es ist auch jetzt noch Zeit, und wenn Du mir erlauben willst ..."

„Nein, nein, liebe Kleine, bleibe lieber bei mir, antwortete Susanne, deren unversiegbare Thränenquelle sich bei dieser Bitte von neuem öffnete; bedenke doch nur, welchen Gefahren Du Dich allein während der Nacht in diesem von schlecht gesinnten Menschen häufig besuchten Walde aussetzen würdest! Dein Vater würde mir darüber, daß ich Dich hätte fortgehen lassen, bei seiner Zuhausekunft heftige Vorwürfe machen .... Noch ein Mal habe Vertrauen; ich will gerade das Zeugniß des Herrn Louis Hubert nicht verdächtigen, er hat sich aber irren können .... Ich weiß, daß die Wilddiebe es nicht ernstlich auf das Leben meines armen Vinet abgesehen haben; ich habe diese Versicherung von einem braven und würdigen Manne, den unser Schicksal sehr interessirt und dessen Wort ein heiliges ist, erhalten!"

Fanchette wurde von dieser Sicherheit Susanne's in Erstaunen gesetzt und wünschte die Ursache davon kennen zu lernen. Jedoch ihre Mutter verweigerte jede Mittheilung.

„Frage mich darnach nicht, sagte sie; ich habe schon zu viel gesagt, aber ich bin so sehr beunruhigt! . . . . Denke nicht mehr daran; insbesondere erwähne nicht ein Wort gegen Deinen Vater von dem, was mir eben entfuhr, er würde mir nie verzeihen . . . . und überdies ist es wohl nöthig, daß sich Jemand um seine Sicherheit bekümmert, da Dein Vater dies selbst zu vergessen scheint!“

In jedem andern Augenblicke würde Fanchette darauf bestanden haben, nähere Erklärungen zu erhalten; aber der jetzige Entscheidungspunkt ließ ihr kaum den Gebrauch ihrer Sinne. Sie glaubte jedoch ihre weiteren Fragen aufschieben und eine bessere Gelegenheit abwarten zu müssen, um auf diesen wichtigen Gegenstand wieder zurückzukommen.

Eine halbe Stunde war so seit Huberts Fortgehen verstrichen; die Angst der beiden Frauen wuchs von Minute zu Minute; Susanne selber schien nur noch schwach an ihre so eben ausgesprochenen Hoffnungen zu glauben.

Endlich hörte man schnelle Fußtritte im Sande der nächsten Allee; eine menschliche Gestalt zeigte sich in der leuchtenden Thüreinfassung.

„Das ist sicher Herr Hubert!“ rief Fanchette, während sie vom Stuhle aufsprang.

„Er bringt uns Neuigkeiten;“ fügte Susanne hinzu.

„Guten Abend, meine Damen!“ sagte indeß eine unbekannte Stimme.

Beide wichen bestürzt zurück.

„Er ist es nicht“, sagte das junge Mädchen.

Der Besuchende war entschlossen eingetreten.

„Wer auch die Person, welche Sie, meine Damen, erwarten, sein mag, bestimmt bin ich es nicht .... Aber ich bin doch, nicht wahr, hier bei Vater Binet, dem neuen Aufseher von Saint-Leger?“

Susanne und Fanchette antworteten bestätigend.

„Recht gut; Sie gehören unstreitig zu seiner Familie?“

„Hier ist seine Tochter und ich bin seine Frau“, antwortete Susanne, durch den imponirenden Ton des Unbekannten unterwürfig geworden.

„Und der Aufseher ist in diesem Augenblicke abwesend? —“

Neue bestätigende Bewegung der Mutter.

„Das ist ja herrlich; ich bin ein Bekannter

des Haushofmeisters, Herrn Dubreuil; Franz, der erste Diener im Schlosse, soll mich hier diesen Abend um eilf Uhr abholen. Mit Ihrer Erlaubniß werde ich ihn hier, dort im Winkel am Feuer, erwarten, denn wahrhaftig, mir ist dieser Westwind und dieser eisigkalte Regen bis auf die Knochen gedrungen!"

Zu gleicher Zeit setzte sich diese räthselhafte Persönlichkeit gemächlich vor dem Kamin nieder.

Die Mutter und Tochter hatten sich nahe an einander gedrängt und wußten nicht, wie sie ihre Geistesgegenwart behalten sollten. Anfangs hatten sie geglaubt, der Eindringling sei ein Wilddieb aus dem Walde, dessen Anwesenheit im Grauen Hause an irgend ein Complott der Feinde Vinets sich anschließe. Aber ein näheres Betrachten ihres Gastes ließ sie sofort diese Meinung wieder aufgeben. Er trug einen breitkrämpigen Bauerhut, eine blaue Blouse, deren Gebrauch, vom Norden aus, sich immer mehr in unseren südlichen Provinzen Eingang verschafft hat und zuletzt alle früheren alten Localtrachten ersetzen wird. Aber unter dieser gemeinen Volkskleidung bemerkte man ein Paar moderne Beinkleider und elegante Stiefeln. Seine Hände, welche er gegen das Feuer hielt, waren

ausnehmend weiß und zart und wahrhaft aristokratisch weich. Und als er endlich seinen Hut, welchen er bisher, vielleicht durch ein Gefühl von Mißtrauen bestimmt, aufbehalten hatte, nun abnahm, zeigte sich ein zwar noch junges, etwas abgelebtes, doch feines Gesicht voller Würde.

Die beiden Frauen erinnerten sich nicht, diese Persönlichkeit jemals gesehen zu haben, und stellten daher, ohne sich jedoch eine Mittheilung zu machen, ihre Beobachtungen an.

Der Unbekannte schien sie seinerseits vollständig vergessen zu haben; seine Augen auf das Feuer des Kamins gerichtet, war er in eine vollständige Träumerei versunken. Plötzlich schien er wieder zu sich selber zu kommen.

„Ich setze Sie doch nicht in Verlegenheit, Madame Binet, und auch Sie nicht, mein schönes Kind, sagte er zerstreut; gehen Sie wieder an Ihre Arbeit und thun Sie, als wenn ich nicht hier wäre .... Ueberdies, fügte er aufgeregt hinzu, wird Franz wahrscheinlich gleich hier sein ....“

Er öffnete seine Blouse, zog eine sehr schöne Uhr hervor, und es zeigten sich in seinen Unterkleidern ein Paar Pistolen. Susanne bewunderte die

Uhr, und ihr Respekt vor dem Unbekannten wurde um so größer; jedoch Fanchette hatte die Pistolen bemerkt, und eine neue Angst gesellte sich nun noch zu der, welcher sie schon unterlag.

„Mein Herr, sagte sie verlegen, entschuldigen Sie uns, wenn wir für Sie eine schlechte Gesellschaft abgeben .... Mein Vater befindet sich in Geschäften, und wir wissen, daß ihm die Waldmänner eine Schlinge gelebt haben, die er nicht vermeiden kann, wenn man ihn nicht vorher davon recht zeitig in Kenntniß setzt."

„Sind, sagte der Unbekannte, die Wilddiebe wirklich so kühn geworden, daß sie dies wagen sollten? In der That, die Geschichte des armen Dúcros ... Man hatte mir gesagt, Vinet sei ein gewissenhafter und entschlossener Aufseher; ich sehe mit Vergnügen jetzt selbst, daß er seine Pflichten gut erfüllt."

Darauf ging er wieder zum Kamin zurück und verfiel von Neuem in seine Träumereien.

Die beiden Frauen waren durch die Gleichgültigkeit, mit der ihr Gast von dem Oberhaupte einer Familie sprach, in der er eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, unangenehm berührt. Indeß errieth Fanchette unter dieser Gleichgültigkeit

etwas ganz Anderes, als Härte des Herzens. Der Fremde war zweifelsohne zu sehr mit seinem eigenen, persönlichen Kummer beschäftigt, um Anderen Theilnahme schenken zu können.

Die Mutter und Tochter hatten Beide ihren Platz wieder neben dem Tische eingenommen. Der Unbekannte machte auch nicht eine einzige Bewegung und schwieg so, als ob er eingeschlafen wäre.

Plötzlich sprang Fanchette auf.

„Mutter, sagte sie lebhaft, ich kann mich nicht mehr halten .... Ich werde bis zum äußersten Ende der Allee gehen und mich bemühen, Nachrichten über meinen Vater zu erhalten. Ich werde nach allen meinen Kräften rufen; die Stimme theilt sich während der Nacht weit mit, und vielleicht ..."

„Was, mein Kind, rief Susanne, Du verzichtest auch jetzt noch nicht auf diese gefährliche Absicht?"

„Es sind keine Gefahren vorhanden, sagte Fanchette, während sie ihrer Mutter ein Zeichen des Einverständnisses, das diese jedoch nicht verstand, gab; ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht weiter gehen werde, als bis zu dem Kreuze .... Während dieser Zeit bleiben Sie bei dem Herrn,

der ein gebildeter, und ein Mann zu sein scheint, wie er sein muß . . . . Nur ein wenig Geduld, und ich werde bald wieder hier sein."

Sie wollte davon eilen, jedoch der Unbekannte vertrat ihr den Weg und faßte sie bei der Hand.

„Mamsell, sagte er etwas ironisch, Ihre Mutter hat Recht; dies ist nicht die Stunde, in der man jungen Mädchen erlauben darf, im Walde umher zu laufen, namentlich, wenn sie so niedlich sind, wie Sie . . . . Welche Hülfe können Sie überdies Ihrem Vater leisten? Sie sind nicht dazu geschaffen, selbst nur Wilddiebe einzuschüchtern."

„Mein Herr, erwiederte das junge Mädchen schüchtern, ich weiß nicht, mit welchem Rechte . . ."

„Sie kennen mich, Mamsell; Sie kennen mich ganz gewiß . . . . ich bin davon überzeugt!"

„Ich, mein Herr, habe Sie noch niemals gesehen."

Ungeachtet dieser vielleicht etwas jesuitischen Behauptung hielt sie der Fremde noch einen Augenblick durch seinen stieren, brennenden Blick wie bezaubert. Endlich ließ er Fanchette los, verlor sie aber nicht aus den Augen, als ob er jeden Versuch, wegzugehen, hätte verhindern wollen.

Bald aber schien sich die Ungeduld seiner zu bemächtigen. Er ging mit großen Schritten umher, zog häufig seine Uhr aus der Tasche und schien sich um seine Wirthinnen nicht mehr zu kümmern. Endlich stampfte er zornig mit dem Fuße.

„Die Stunde ist vorüber! murmelte er, sollte dieser Schurke sein Spiel mit mir getrieben haben?"

Er knirschte mit den Zähnen und ging einige Male auf und ab.

„Nun denn! sagte er plötzlich, da er nicht kömmt, so werde ich nun allein gehen .... ich werde für mich selbst urtheilen .... O! Mißgeschick!"

Er setzte seinen breitkrämpigen Hut auf und wollte aufbrechen; Susanne fragte ihn:

„Was würde ich, sollte Herr Franz kommen, ihm sagen müssen?"

„Nichts."

„Werden Sie, mein Herr, mir nicht Ihren Namen sagen?"

„Sie sollen ihn später erfahren .... Leben Sie wohl."

Er war schon davon.

Fanchette wartete einen Augenblick aus Furcht, er möge wieder umkehren.

„Mutter, sagte sie dann in einer fieberhaften Aufregung, das Unglück, das meinen Vater bedroht, ist, wie ich glaube, nicht das einzige, welches wir in dieser Nacht zu fürchten haben! Kennst Du denn den Mann, der uns eben verlassen hat?"

„Nein, liebe Tochter; ich habe ihn eben so wenig jemals gesehen, wie Du."

„Ich habe es aber errathen . . . . es war unser Gebieter, der Graf von Ganges."

„Der Graf von Ganges? wie kannst Du das wohl glauben? weshalb sollte der wohl solch' schlechte Blouse tragen? weshalb sollte der wohl zu Fuß bei so abscheulichem Wetter eingekehrt sein, während er in seinem Wagen ganz bequem nach dem Schlosse von Saint-Leger hätte fahren können, wo Alles in Aufruhr sein würde, um ihn zu empfangen?"

„Mutter, er verbirgt sich, er hat irgend einen finstern Plan."

„Du machst mir Furcht, Fanchette; wie bist Du auf diese Idee gekommen?"

Hierauf erzählte das junge Mädchen eiligst und ohne dabei zu erröthen, ihrer Mutter die Unterhal-

tung, welche sie bei der Fasanerie durch Zufall mit angehört hatte, und vergaß nicht zu erwähnen, daß ein Zusammentreffen für diese Nacht im Pavillon von Saint-Leger verabredet worden sei.

„Du wirst daher begreifen, fuhr sie fort, daß etwas vorgefallen sein muß. Franz wird Alles seinem Herrn ohne Zweifel mitgetheilt und ihn veranlaßt haben, sich hier in irgend einer Verhüllung und unter dem größten Geheimniß einzufinden. Da wir Herrn von Ganges nie gesehen haben, so ist unser Haus zu ihrem Zusammentreffen gewählt worden. Nun ist es leicht, die Folgen der Ereignisse vorherzusehen. Franz wird seinen Herrn in den Pavillon führen, wo sich die arme Frau Gräfin und Herr von Barneville befinden werden. . . . Der Graf ist bewaffnet . . . wahrscheinlich wird Blut fließen.“

„Möge Gott uns beschützen! rief Susanne; sprichst Du die Wahrheit, liebe Tochter, dann ist ein neues Unglück unvermeidlich! . . . . O! welch' schreckliche Nacht! welches schreckliche Land! die schlechten Vorbedeutungen haben nicht gelogen!“

Fanchette schien, ohne auf diese Klagen zu achten, nachzudenken.

„Mutter, antwortete sie entschlossen, wäre es wohl schlecht, etwas zu unternehmen, das unsere Gebieterin retten kann? Sie ist zwar strafbar, aber sehr zu beklagen!"

„Ueberdies liebt Dein Vater sie so sehr! er würde untröstlich sein, wenn dieser armen Frau irgend etwas Unangenehmes begegnete . . . . Wie kann man sie aber benachrichtigen, daß der Graf hier ist?"

„Wenn Du es erlaubst, dann laufe ich nach dem Pavillon, wo ich vielleicht ein Mittel finde, dieses abscheuliche Zusammentreffen zu verhindern. Herr von Ganges hat den großen Weg eingeschlagen, in der Hoffnung, wahrscheinlich Franz sicher zu begegnen; aber mein Vater hat mir kürzlich einen kleinen Fußsteig gezeigt, welcher um die Hälfte näher ist. Und wenn auch der Graf einen Vorsprung vor mir haben sollte, so bin ich dennoch sicher, früher wie er zum Ziele zu gelangen."

Und während sie dies sprach, hüllte sie sich in ihren Mantel ein.

„Fanchette, mein liebes Kind, sagte Susanne in Verzweiflung, ist es nicht schon genug, daß ich für meines Mannes Loos zittere? soll ich dies auch

noch um Dein Schicksal thun? . . . . Wenn Ihr Beide zurückkommt, dann findet Ihr mich vor Angst gestorben."

„Nun, so bete, liebe Mutter, sagte das junge Mädchen mit Erhebung; beten macht Muth. Bete für meinen Vater, bete für mich, bete aber auch für diese unglückliche Frau, die Gott verlassen zu haben scheint."

Zu gleicher Zeit umarmte sie Susanne und stürzte aus dem Hause, ohne auf ihre Mutter weiter zu achten, die ihr nachrief.

VII.

Der Pavillon.

Wir wollen zuerst Fanchette Vinet auf ihrem nächtlichen Gange folgen.

Sie hatte die große Allee eingeschlagen und rannte nun aus Furcht, von ihrer Mutter verfolgt zu werden; doch mußte sie bald langsamer gehen, denn es war sehr dunkel und Wind und Regen rasten um sie her. Nichts desto weniger suchte das unerschrockene Kind den ihr von ihrem Vater gezeigten Fußsteig aufzufinden. Die Waldwege, welche, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sich in senkrechter oder gleichlaufender Linie verliefen, zwangen den Spaziergänger, fortwährend Umwege zu machen, um von dem Grauen Hause zum Schlosse zu ge-

langen. Der Fußsteig dagegen durchschnitt in gerader Linie das Gebüsch, lief quer über die Fahrwege und mußte daher das junge Mädchen bal[d] seiner Bestimmung zuführen.

Es war daher eine Art Instinkt, der Fanchette den Fußsteig mitten durch Spindel- und Nußbäume finden ließ; sie schlug ihren Mantel um den Leib und schritt behende fort. Bei jedem Tritte schlugen niedrige, vom Regen nasse Zweige gegen ihr Gesicht, doch achtete sie nicht darauf; ihre Augen hatten sich nach und nach an die Dunkelheit gewöhnt und so verfolgte sie ohne Aufenthalt ihren unsichtbaren Weg.

Dennoch glaubte Fanchette sich nicht vollkommen sicher. Sie erinnerte sich, daß durch die Feinde ihres Vaters Hinterhalte und ihr unbekannte listige Anschläge in manchen Theilen des Waldes gemacht waren; war es nicht möglich, daß sie in die Gegend einer solchen Schlinge kommen konnte? War es auch nicht möglich, daß einer dieser Wilddiebe, welche sich gewöhnlich in solchen Nächten auf Anstand befinden, sie für ein weidendes Reh halten und ihr eine Kugel entgegenschicken konnte? Inzwischen flößte Fanchette den Waldbewohnern einen

größern Schreck ein, als sie selbst dies vermuthete. Bald flog ein plötzlich durch ihren Gang geweckter Vogel mit einem durchdringenden Schrei davon, bald kündigte das Rauschen auf den trocknen Blättern die Flucht eines Kaninchens an, das eben im besten Zuge war, die am Boden stehenden Quendel und Wohlgemuth abzunagen; dann auch hörte sie einen schweren Körper durch das Gebüsch brechen: es war dies ein majestätischer Eber, welcher am Fuße junger Eichen nach Eicheln umherstrich.

Bald erreichte Fanchette eine Stelle, wo der Fußsteig einen der großen Wege des Waldes durchschnitt. Sie blieb hier stehen, um sich zu versichern, daß dieselbe leer sei. Da sie Niemanden sah, so sprang sie über denselben hinweg, um wieder in den bedeckten Weg zu kommen, als Jemand mit fester Stimme rief:

„Wer da?"

Fanchette befand sich eben bei den Steinbrüchen, auf die ihr Vater diese Nacht ganz besonders sein Augenmerk hatte richten wollen, und von diesem Gedanken durchdrungen glaubte sie auch die Stimme ihres Vaters zu erkennen.

„Vater, fragte sie furchtsam, bist Du es?"

Anfangs schwieg man, dann antwortete man zornig:

„Tausend Teufel! schon wieder die Kleine aus dem Grauen Hause!!"

Fanchette erkannte den Grafen von Ganges, der, wie wir schon gesagt haben, die große, viel weitere Straße, als der Weg, den Fanchette genommen, eingeschlagen hatte. Ein verhängnißvoller Zufall hatte ihn gerade in dem Augenblicke auf die Stelle geführt, wo die beiden Wege sich durchschnitten, als Fanchette von der anderen Seite eintraf.

Der Graf schien eben so wenig wie Fanchette über dieses unerwartete Zusammentreffen erfreut zu sein und wollte sie an ihren Kleidern fest halten, doch sie entglitt wie ein Aal seinen Fingern und entfloh. In ihrer Bestürzung aber verfehlte sie den Fußsteig, der sich auf der anderen Seite der Allee weiter zog und irrte so einige Augenblicke umher. Herr von Ganges verfolgte sie fluchend; jedoch weniger behende und weniger gewandt, stieß er gegen die Bäume und wurde von dem Gebüsch aufgehalten. Glücklicherweise fand sie ihren Pfad wieder, und da sie auch nicht das geringste Ge-

räusch auf dem nassen Grase erzeugte, so wußte ihr Verfolger bald nicht mehr, wo er sie suchen sollte. Sie hörte jedoch ganz deutlich, wie er sich durch das Buschwerk wand; dann vermischte sich eine andere Stimme mit der des Grafen. Zwischen dem Grafen und dem Hinzugekommenen, den das Geräusch angezogen haben mochte, schien sich ein lebhafter Wortwechsel zu erheben; jedoch wer war dieser neu Angekommene? War es ein Aufseher? war es ein Wilddieb? Fanchette dachte nicht weiter darüber nach; wozu wäre dies auch gut gewesen, da ihre Dazwischenkunft doch durchaus keinen Nutzen hätte bringen können? Ueberdies ließ ihr die Erinnerung an ihre sich in Gefahr befindende Gebieterin auch nicht Zeit zum Ueberlegen.

Es besteht unter den Frauen, falls sie nicht besondere Gründe zur gegenseitigen Abneigung haben, eine Art geistigen Einverständnisses, eine natürliche Freimaurerei, welche sie antreibt, sich nur dadurch, daß sie Frauen sind, gegenseitig Hülfe zu leisten. Sie bilden so gegen das andere Geschlecht ein Vertheidigungs-Bündniß, das seinen Grund in einem eigenthümlichen Instinkte findet. Dieses Gefühl nun war es, welches Fanchette bei dieser Gelegen-

heit unterstützte. Sie, die sonst so keusch und züchtig, kaum das Unrecht der Gräfin begriff, empfand für diese strafbare Frau ein tiefes Mitleiden. Unstreitig war Frau von Ganges die Beschützerin ihrer Familie, die Freundin ihres Vaters, jedoch interessirte sich Fanchette überhaupt nur für sie, weil sie eine Frau war, welche litt. Fanchette vergaß des Grafen Zorn, ja selbst die Gefahr, in welcher ihr Vater schwebte; sie hatte nur einen Gedanken: noch früh genug einzutreffen, um ihre unglückliche Gebieterin zur Vorsicht gegen einen mit Recht erzürnten Gatten zu mahnen.

Durch ihr rasches, angestrengtes Laufen erreichte sie endlich die Grenze des Waldes. Zur Rechten sah man die buschigen Gründe, in denen sich die von den Wilddieben besuchten Steinbrüche befanden; auf der hinteren Fläche derselben Seite kündigte eine Doppelreihe von Ulmen eine Chaussee an. Gerade vor ihr erhob sich das Dorf Saint-Leger, in dem jedoch Alles schlief oder zu schlafen schien. Ein wenig weiter erhob sich das Schloß wie eine bis an den wolkigen Himmel reichende Masse. Auch nicht ein Licht brannte in den Zimmern dieser noblen Wohnung. Man hätte glauben

können sie stünde leer. Man unterschied die Mauern des Gartens durch ihre weiße Farbe, über welche schöne ausländische Bäume hinausragten. An einer Ecke dieser Mauern zeigte sich ein eleganter, einsamer Pavillon, überragt von einem leichten Belvedere, von welchem aus man an schönen Tagen den ungeheuren Wald von Saint-Leger wie einen grünen Korb bewundern konnte.

Fanchette richtete ihre Schritte nach diesem Pavillon zu; hier war es, wenn sie überhaupt recht verstanden hatte, wo Frau von Ganges mit Herrn von Barneville in dieser Stunde sich befinden mußte. Dennoch glaubte die Tochter des Aufsehers sich geirrt zu haben, denn die Fensterläden des Pavillons waren hermetisch verschlossen und es schien, als sei seit langer Zeit Niemand in dies entlegene Gebäude gekommen. Ueberdies sah man auch keine Thür und die Fenster lagen mehr als zwanzig Fuß hoch über dem Erdboden.

Fanchette beabsichtigte zuerst, sich durch lautes Rufen bemerklich zu machen, jedoch die Furcht, von Herrn von Ganges gehört zu werden, hielt sie, da dieser nicht weit sein konnte, von der Ausführung dieser Absicht zurück. Was war nun zu thun?

Jede Minute war kostbar. Endlich erblickte sie, während sie an der Mauer entlang ging, eine jener niederen, halb durch hohe Kräuter verdeckten Pforten, welche sich nie zu öffnen scheinen, die aber nichts desto weniger eben so häufig in der Wirklichkeit gebraucht werden, wie dies in Romanen der Fall ist. Sie stieß mit Heftigkeit, da sie dieselbe verschlossen glaubte, gegen diese Thür; diese aber drehete sich in ihren Angeln und die Tochter des Aufsehers gewahrte nun eine Treppe, welche zu der Terrasse des Gartens führte.

Voller Freude stieg sie die Treppe schnell hinauf und befand sich in einem noch mit Herbstblumen prangenden Erdgeschoß. Am Ende dieses Erdgeschosses befand sich der Eingang zum Pavillon, zu dem man durch einige Marmorstufen gelangte. Dorthin lief sie, ergriff den kupfernen Knopf, welcher als Verschluß diente und stieß mit jener Entschlossenheit, die auch den Furchtsamsten von der dringenden Nothwendigkeit eingegeben wird, gegen die Thür.

Ein einziges Licht erhellte ein prachtvoll möblirtes Zimmer, in welchem sich in der That die Gräfin und Herr von Barneville befanden. Leo=

cadie, in einem Lehnstuhl niedergelassen, schluchzte und hatte ihr Gesicht mit dem Schnupftuche bedeckt, während der junge Mann, zu ihren Füßen auf einem niedrigen Sessel sitzend, ihre Hand gefaßt hatte und sie mit Küssen und Thränen bedeckte. Diese Todtenstille in diesem Saale, dieser um das Gebäude herum seufzende Wind, diese schwache, unzureichende Beleuchtung, dieses Geheimnißvolle, dieser Schmerz, bildeten ein Gemälde, das durchaus nichts Anziehendes selbst für eine weniger unschuldige Frau, als Fanchette Binet war, gehabt haben würde.

Ihr plötzliches Erscheinen brachte bei Frau von Ganges wie bei Herrn von Barneville eine magische Wirkung hervor. Sie sprangen gleichzeitig von ihren Sitzen auf, jedoch ohne auch nur ein Wort zu sagen, ohne auch nur einen Schrei auszustoßen. Barneville griff mit der Hand in seine Tasche, als hätte er nach einer darin verborgenen Waffe suchen wollen, und seiner etwas weiblichen Gestalt bemächtigte sich ein drohender Ausdruck, während der Gräfin Gesicht mit einer furchtbaren Blässe überzogen wurde. Der Eine wie die Andere betrachteten das junge Mädchen, dessen Re-

genkappe zurückgefallen war und deren verstörte Züge sehen ließ, mit größter Neugier; sie triefte unter ihren vom Regen ganz durchnäßten Kleidern, und, sei es Aufregung, sei es Uebermüdung, sie konnte kein Wort hervorbringen.

„„Ei sieh doch! sagte endlich die Gräfin, welche sich ein wenig von ihrem Schreck erholt hatte, mit verächtlichem Lächeln, das ist ja die kleine Binet! . . . . Albernes Geschöpf, was machst Du hier? wie bist Du herein gekommen? was willst Du?"

„Sie hat nur durch die Pforte im Holze kommen können, sagte nun Herr von Barneville seinerseits; wie kommt es, daß Franz diese nicht verschloß? sollte dieser Narr seinen Aufenthalt verlassen haben?"

Endlich bekam die arme Fanchette ihre Stimme wieder.

„Ich habe, sagte sie mit Nachdruck, Niemand an der Pforte getroffen; Franz verräth Sie . . . der Graf weiß Alles, er ist hier, wird gleich hierher kommen . . . retten Sie sich!"

Frau von Ganges war wie vom Blitze getroffen.

„Was sagst Du? stammelte sie, der Graf, mein Gemahl . . . ."

„Ist hier, Madame, ich habe ihn in dieser Stunde bei meinem Vater gesehen; er war verkleidet und trug Waffen bei sich.... Als ich fortgelaufen bin, um Sie zu benachrichtigen, ist er mir gefolgt, hat mir gedrohet. . . . Sehen Sie doch nur, gehen Sie doch; er folgt mir auf dem Fuße und kann von Minute zu Minute hier eintreten."

„Sie hören es nun, Eduard, dieser elende Diener hat uns betrogen. . . . O unglückliche Nachgiebigkeit! . . . Fliehen Sie, fliehen Sie, Eduard, rief Leocadie; hören Sie nicht, daß der Graf kommen wird?"

„Mag er doch kommen! erwiederte Barneville mit dumpfer Stimme; ich bin ihm Genugthuung schuldig und ich werde sie ihm geben. . . . Mag er mich tödten, wenn er will; das wäre mir sogar das Liebste."

„Und ich, und ich, Eduard? fragte Frau von Ganges in einer nicht auszudrückenden Aufregung. Wer wird mich gegen seinen Zorn schützen, wenn er Sie hier findet? Und würde ich nicht im Falle eines Duells auf immer entehrt sein? Im Namen des Himmels, Eduard, seien Sie nicht selbst-

süchtig und grausam .... vermeiden Sie dieses Zusammentreffen; fliehen Sie augenblicklich und verlassen Sie, wenn es sein kann, morgen früh, selbst in dieser Nacht noch, diese Gegend ..... Eduard, ich habe nicht das Recht, Ihren Gehorsam zu verlangen, zu fordern.“

Der junge Barneville zögerte einige Secunden.

„Nicht meinetwegen, sagte er endlich mit einem sardonischen Lächeln, fürchten Sie; sondern seinetwegen sind Sie in Angst .... doch ich muß gehorchen, und ziehe mich zurück .... Sie werden mich nie wiedersehen .... mein Urtheil ist gesprochen; ich werde mich ihm zu unterwerfen wissen .... Leben Sie wohl, Madame.“

Er grüßte mit finsterer Miene und ging ohne große Eile davon. Die beiden Frauen hörten nun bald das Geräusch des Herabsteigens von der Treppe der Terrasse, dann ein leichtes Knarren der äußeren sich schließenden Thür. Als Barneville außer der Einschließung des Schlosses war, horchten die beiden Frauen; von der Seite des Holzes her würden sich vielleicht erzürnte Stimmen, Verwünschungen, vielleicht gar Schüsse hören lassen .....

Alles blieb still, und so hatte Eduard den Wald gewinnen können, ohne entdeckt zu werden.

„Nun, Madame, sagte Fanchette mit einer krampfhaften Lebhaftigkeit, ist es an Ihnen, in das Schloß schleunigst zurückzukehren .... Niemand darf argwöhnen, daß Sie diese Nacht ihr Zimmer verlassen haben."

„Nun wohl! Und Du, mein Kind?" fragte die Gräfin, welche kaum wußte, was sie that und sprach.

„Ich werde nach dem Grauen Hause zurückkehren. Doch ich flehe Sie an, Madame, verlieren wir keine Zeit."

Sie blies das einzige im Saale befindliche Licht aus und führte die Frau Gräfin von Ganges aus dem Pavillon. Die völlig besinnungslose Gräfin ließ sich wie ein Kind führen. Im Garten blieb Fanchette stehen, zeigte schweigend mit einer Gebärde auf die dunkle Masse von Gebäuden, verbeugte sich dann und begann die Treppe der Terrasse zu betreten. Da plötzlich schien die Gräfin erst eine richtige Darstellung von dem, was vorgegangen war, zu erhalten.

„Mein Kind, sagte sie mit sanfter, liebevoller Stimme, ich begreife noch gar nicht, wie es kommt,

daß Du Dich in diesem kritischen Augenblicke hier befindest; Du hast mir jedoch einen unendlichen Dienst geleistet .... Nimm meinen wärmsten Dank, und später wirst Du mir erklären ...."

„Madame, unterbrach die Tochter des Aufsehers die Gräfin mit fester Stimme, wir müssen im Gegentheil, die Eine wie die Andere, die Ereignisse dieser Nacht vergessen. Die Erinnerung daran würde uns beiderseits sehr lästig sein .... Setzen Sie voraus, daß die Vorsehung Ihnen hat Zeit geben wollen, Ihren Irrthum zu erkennen, und daß sie sich dazu eines geringen Instruments in meiner Person bediente ..... Danken Sie Gott, Madame! seine Barmherzigkeit hat Alles bewirkt."

Leocadie wollte sie noch zurückhalten; aber das Geräusch der heftig gezogenen Schloßglocke und heftige Stöße am Haupteingangsthore ließen sich von ferne hören. Sogleich stürzte die Gräfin, von einem neuen Schreck ergriffen, dem Hause zu, während Fanchette die Terrasse hinabstieg.

Unten angekommen, schloß sie sorgfältig die Thür und blieb einen Augenblick stehen, um aufzuathmen. Menschen gingen im Schlosse ab und

zu, entfernte Stimmen drangen an ihr Ohr; Lichter glänzten an den Fenstern. Was ging hier vor? Fanchette wußte es nicht; sie war jedoch über das Schicksal der Wohlthäterin ihrer Familie beruhigt und dachte daher jetzt nur an ihre Mutter, welche sie in einer grausamen Unruhe verlassen hatte, und kehrte nun pflichtmäßig zu derselben zurück.

Bald darauf befand sie sich wieder im Walde. Die fieberhafte Hitze, welche sie bei ihrem Hingehen aufrecht erhalten hatte, hatte sich verloren und sie fühlte nun ihr Alleinsein in Mitten des Schweigens und der Dunkelheit. Das Gesause in den Bäumen, ein auf ein Blatt gefallener Regentropfen, machten sie zittern; die Tiefen des Gehölzes schienen sich mit dunkelen und drohenden Gestalten zu beleben. Kurz sie zitterte, die noch vor einem Augenblicke so muthig war, fürchtete sich, aber es war dies jene unbestimmte Furcht ohne Ursache, über die die Vernunft keine Herrschaft ausüben konnte.

Plötzlich wurde dieses unerklärbare Gefühl zum bestimmten Schrecken. Es ging Jemand an ihrer Seite; ein schwerer Tritt zerknitterte die Blätter, die reichlich auf der Erde zerstreut lagen. Zitternd

blieb sie stehen; man stand gleichfalls und nun bemerkte sie ein Individuum von hohem Wuchse, dessen Umriß in der Finsterniß des Fußsteigs kaum zu erkennen war. Indeß begann Fanchette sich wieder zu ermuthigen; dieser Herumstreicher konnte nur Franz oder der Graf sein; sie hielt daher eine Antwort in Bereitschaft, wenn man ja über ihre Anwesenheit an diesem Orte Auskunft verlangen sollte.

Der unbekannte Spaziergänger schien nicht minder in Verlegenheit sich zu befinden, als sie selbst. Da man aber mit dem Auge nichts erkennen konnte, so fragte er mit durch einen augenscheinlich im Munde befindlichen Gegenstand verstellter Stimme:

„Ohe! Kleiner Fuchs, bist Du es?"

Dieser wunderliche Name, ohne Zweifel ein Spottname, gab Fanchette einigen Aufschluß. Sie hatte es also mit einem jener Wilddiebe zu thun, welche den Forst unsicher machen. Erkannte man sie, dann durfte sie sich von diesem Elenden Allem ausgesetzt sehen. Ihre Geistesgegenwart verließ sie jedoch nicht und sie antwortere daher gleichfalls mit verstellter Stimme:

„Ja, ich bin es."

Diese List war eine plumpe; aber ein eigenthümlicher Umstand benahm in diesem Augenblicke dem Wilddiebe den gewöhnlichen Scharfsinn seines Handwerks.

„Nun wohl! mache Dich so schnell wie möglich davon, mein Alter, sagte er, es ist hier nicht gut sein .... Unser Kunstgriff ist gelungen, was ist das für ein Segen! Der Aufseher Binet wollte die Brücke beim Steinbruche überschreiten, die Pfeiler sind gewichen und mein Dickbauch ist vierzig Fuß tief hinunter gefallen ... Er muß wohl todt sein, denn er rührt sich nicht. Du weißt es nun, drum eile jetzt!"

Bei dieser furchtbaren Neuigkeit wollte Fanchette einen Schrei ausstoßen; glücklicherweise jedoch versagte ihr die Stimme, ihre Kniee zitterten und sie fiel unbeweglich auf den Rasen nieder.

Aber der Sprechende, einzig mit der Sorge um seine eigene Sicherheit beschäftigt, gewahrte dies nicht; er setzte seinen Gang fort und das Geräusch seiner Schritte verlor sich nach und nach in der Ferne. Fanchette's Besinnung kehrte bald zurück.

„Mein Vater, murmelte sie, mein armer Vater!"

Dann sprang sie plötzlich mit Kraft auf:

„Dieser Mann, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, kann sich geirrt haben; mein Vater ist vielleicht wohl nur verwundet .... Man muß ihn aufsuchen, man muß ihm zu Hülfe eilen! o, mein Gott, mein Gott! hilf mir!“

Wieder auf ihren Füßen stehend, wendete sie sich nun mit aller Schnelligkeit dem Schlosse zu, um Hülfe herbeizuholen.

VIII.

Eine Nacht im Walde.

Kehren wir nun zu dem Aufseher Binet zurück, dessen Schicksal so lebhaft die arme Fanchette in Schrecken setzte.

Als der gute Mann das Graue Haus verließ, war er, wie man sich erinnern wird, in der besten Gemüthsstimmung. Gut restaurirt und mit einem dreifachen Schluck Branntwein erwärmtem Magen schien er es gar nicht zu merken, daß der Regen ihm in das Gesicht schlug; er pfiff sich leise ein fröhliches Lied. Selbst Choupille theilte die gute Laune seines Herrn und sprang stillschweigend um ihn herum.

Bald jedoch stellte der Aufseher das Pfeifen

ein und ein leichter Fußtritt belehrte den Hund, daß der Augenblick der Fröhlichkeit vorüber sei.

Man kam nämlich an die alten Steinbrüche, in denen die Wilddiebe ihr Wild verborgen hielten, wenn sie die Ankunft der Post am nahen Wege erwarteten. Der Boden dieser Gegend war holperig, mit tiefen Löchern gefurcht, hatte breite Spalten, war mit stachlichtem Gesträuch bedeckt, das unter sich unauflösbare Ketten von Schlehdorn bildete. Es gehörte wirklicher Muth und eine große Gewohnheit dazu, sich auf dieses gefährliche Terrain zu wagen, namentlich in dieser so dunkeln Nacht und bei diesem abscheulichen Wetter. Binet fürchtete nichts; dennoch überlegte er es, daß, wenn er erst ein Mal in diesen Schluchten und Hohlwegen sich verwickelt habe, er sich ohne Schutz befinden würde, und daß die Stunde des nächtlichen Zuges der Wilddiebe noch weit entfernt sei. Ueberdies, wir müssen es bekennen, fühlte sich der gute Mann durch das starke Abendessen und die spirituosen Trankopfer dieses Abends betäubt.

„Ei, zum Henker! dachte er, warum soll ich mich nicht einen Augenblick in meinem Kabinet ausruhen . . . . Zum Teufel auch! es ist ja

nicht nöthig, die Meerkatze schon so lange vorher mit den Zähnen zu zermalmen!"

Ein leises Pfeifen benachrichtigte nun noch Choupille über diese veränderte Richtung des Weges, und der Aufseher schickte sich nun an, das in Rede stehende Kabinet aufzusuchen. Dies war eine in der Böschung des Weges angebrachte Aushöhlung von länglicher Form hinter einem Gebüsch von Haidekraut, in der es unmöglich war, sich stehend zu erhalten; aber wenn man sich darin niederlegte, dann diente sie, buchstäblich genommen, zum Schutze gegen Regen, wenn auch nicht gegen Nässe. Der Aufseher richtete sich dort auf einem Lager von feinem Sande ein, legte sein Gewehr neben sich, und sein Hund streckte sich zu seinen Füßen darnieder.

„Das lasse ich mir doch gefallen, sagte er zu sich mit einer gewissen Seligkeit; zum Henker! warum soll man es sich nicht wohl sein lassen, wenn man dies doch kann?"

Und Binet machte es sich so bequem, daß er einschlief.

Längst schon war er dem wirklichen Leben entrückt, als Choupille ein leises, aber länger andauern-

des Knurren hören ließ. Mehr bedurfte es nicht, um den Aufseher, dessen Schlaf eben so leise wie der eines Haasen war, zu wecken. Er stützte sich auf den Ellnbogen und murmelte noch etwas schlaftrunken:

„Ich habe mich vom Schlafe überrumpeln lassen. . . . Ist das nicht eine Schande? Nun, Choupille, um was handelt es sich? fuhr er mit unterdrückter Stimme fort; laß sehen, was hörst Du, mein guter Hund? nicht wahr, einen Wilddieb?"

Das Thier wedelte mit dem Schwanze und schien in den tief unter ihnen herlaufenden Weg hinab zu schauen. Vinet rührte ihn an, um ihm das Knurren zu verbieten, und horchte.

Fast länger als eine Viertelstunde lag er so unbeweglich und geduldig da; er hielt seinen Athem an, und selbst der arme Hund schien in Stein verwandelt zu sein. Nach diesem langen Warten athmete der Aufseher frei auf.

„Für dieses Mal, lieber Freund, wirst Du betrogen sein, fuhr er fort, oder aber Du hast den Lump in zu weiter Ferne gewittert. . . . Es ist indeß Zeit, da unten bei dem Freßkorbe unserer

Spaßmacher seine Stellung zu nehmen; sie werden nun wohl nicht mehr lange ausbleiben."

Er ließ sich nun mit unendlicher Vorsicht die Böschung hinab gleiten, richtete sich wieder auf und horchte von Neuem: immer dasselbe Stillschweigen, immer dieselbe Unbeweglichkeit. Indeß Choupille ward unruhig und schnüffelte leise umher; jedoch der gute Mann war so sehr überzeugt, daß das kluge Thier sich irre, daß er ihm einen leichten Fußtritt gab, den es auch ruhig hinnahm, und wendete sich nun den Steinbrüchen zu.

Nach Verlauf eines Augenblicks verdoppelte er indeß seine Vorsicht und schien, so zu sagen, seine Schritte zu berechnen. Er konnte zwar die Gegenstände um sich her nicht unterscheiden, er wußte jedoch, daß eine ganz besonders gefährliche Stelle nicht weit entfernt sein konnte. Es war dies eine Art Schacht von bedeutender Tiefe, über den man als eine Art Brücke einige wenig haltbare Bretter gelegt hatte. Dieser sehr schmale Steg hatte nur einen auf zwei Pfählen ruhenden dünnen Baum zum Geländer, und es war durchaus nicht möglich, zu den Steinbrüchen zu gelangen, ohne diesen Steg zu passiren, wenn man nicht einen sehr wei-

ten Umweg machen wollte; zweifelsohne hatte die außerordentliche Schwierigkeit, zu diesem Eingange zu gelangen, die Wilddiebe veranlaßt, in diese Gegend des Waldes ihr Magazin zu verlegen.

Binet, dessen Klugheit eben so unzweifelhaft war wie sein Muth, nahm jedoch seine ganze Vorsicht zusammen, während er sich diesem furchtbaren Uebergange näherte. Als er die Brücke erreichte, machte er Halt und prüfte Alles mit der größten Aufmerksamkeit. Es schien ihm Alles in der gehörigen Ordnung zu sein. Vollständig beruhigt, setzte er eben den Fuß auf die schwankenden Bretter, als ein Mann auf ihn losstürzte und lebhaft zurück führte.

„Um des Himmels Willen! Vater Binet, gehen Sie nicht auf dieser Seite,“ sagte man.

Der erstaunte Aufseher ließ sich anfangs zwar wegreißen, machte sich jedoch bald wieder los und spannte den Hahn seines Gewehres.

„Wer bist Du? was willst Du von mir?“ fragte er.

„Ich werde Ihnen gern antworten, aber um Gottes Willen! befreien Sie mich erst von Ihrem verdammten Hunde, der mich zerfleischt.

In der That hatte Choupille, ohne zu bellen, seine Zähne tief in die Wade des armen Teufels eingedrückt und hielt ihn so in Respekt.

„Kusch' Dich, Choupille, sagte nun der Aufseher, mit dem werde ich allein bald fertig werden, jetzt, nachdem ich aufmerksam geworden bin.“

Das Thier zog gelehrig seine Kinnbacken zurück, hörte aber nicht auf, die Bewegungen seines Feindes zu beobachten.

Dies Alles war so geräuschlos gesagt und gethan, daß selbst ein aufmerksamer Beobachter, auf zehn Schritte Entfernung, nichts davon hätte hören können.

„Wohlan! nun sprich,“ sagte Binet.

Louis Hubert, den man ohne Zweifel erkannt haben wird, erzählte nun, während er seine blutende Wade rieb, Alles, was er von den Plänen der Wilddiebe wußte.

„Während ich, fuhr er fort, hierher kam, fiel mir ein, daß dieser Hinterhalt bei dem Schachte an den Steinbrüchen sein müsse, und jemehr ich darüber nachdachte, desto mehr wurde ich in diesem Gedanken bestätigt. Man hat leicht die unteren Bretter, die schon halb verfault sind, wegziehen

können .... Hätten Sie in diesem Augenblick noch einen Schritt weiter gethan, so bin ich überzeugt, daß Sie in den Abgrund gefallen wären."

Der alte Binet hörte ihm zweifelnd zu:

„Deine Geschichte, mein Junge, kann wahr sein, sagte er, indem er einen langen Hals machte; Du wirst aber zugestehen, daß Dein Name und Deine wohlbekannten Beziehungen zu den Wilddieben für mich keine zu große Empfehlung hinsichtlich Deiner sind .... Und, zum Henker! wer bürgt mir dafür, daß Du nicht von den Anderen abgeschickt worden bist, mich abzuhalten, dahin zu gehen, wohin meine Pflicht mich ruft? Bist Du wirklich überzeugt, daß diese Brücke untergraben ist?"

„Ich wage nichts zu behaupten, Herr Binet; aber der Hinterhalt ist irgendwo vorhanden, und ich bitte Sie inständigst, sich nicht einer Gefahr auszusetzen ..."

„Sei ohne Furcht; das interessirt mich sehr bedeutend, zum Henker .... Aber sage mir doch, welchen Grund hast Du eigentlich, mir diese Warnung zu geben, die Dir Unannehmlichkeiten zuziehen kann? Hätte man sich wirklich entschieden

in Dir getäuscht? Wärst Du . . . so . . . was man sagt . . . ein braver ehrlicher Junge?"

„Man hat sich, Herr Binet, man hat sich, ich schwöre es Ihnen, geirrt! Meine Absicht ist die, einen ehrlichen Mann, den Vater eines reizenden Mädchens, eines auf die Erde herabgestiegenen Engels, zu retten . . . ."

„Meine Tochter, zum Henker! jetzt fange ich an, zu begreifen . . . . Nun glaube ich Dir, mein Junge, und ich werde nun nicht über diese Brücke gehen, das steht fest. Jedoch was wirst Du nun beginnen?"

Wie man sieht, beeilte sich der Aufseher, trotz des Vertrauens, welches er zeigte, eines immer noch verdächtigen Begleiters sich zu entledigen.

„Und Sie selbst, Herr Binet, sagte Hubert, wollen Sie nicht nach Hause zurückkehren und Ihre Familie beruhigen? Die Wilddiebe kennen Ihre wirklichen Pläne ganz genau und werden Ihnen, allem Anscheine nach, heute Nacht keine Gelegenheit geben, sie fangen zu können . . . . Was mich betrifft, fuhr er seufzend fort, so habe ich große Schmerzen und verliere viel Blut . . . und werde versuchen, mich bis zum Dorfe zu schleppen."

In der That hatte sich Hubert während dieser Unterhaltung gegen einen Baum lehnen müssen, sein Bein war außer Stande, ihn zu tragen.

„Bist Du wirklich so unwohl, fragte der Aufseher, dies Mal aber mit einem Tone von Theilnahme; Choupille hat eigentlich keinen schlechten Zahn, aber er zerrt mit solcher Kraft . . . Man müßte suchen, Dir einen Verband anzulegen! Jedoch ist es besser, wie Du selbst sagst, nach Hause zu gehen; ich gehe in die Gegend von Saint-Leger und werde Dich bis zu den ersten Häusern begleiten.“

Louis Hubert nahm die Hülfe des Aufsehers an und Beide schritten nun dem Wege nach Saint-Leger zu. Bei jedem Schritte indeß stieß Louis Hubert eine Klage aus. Nichts desto weniger sagte er, während seines vollständigen Hinkens, zu seinem willführigen Begleiter:

„Sie werden wohl bald einsehen, Herr Binet, welchen Dienst ich Ihnen erwiesen habe. Bei Ihrer Rückkehr bitte ich Sie aber, meinen Namen wegen dieser Angelegenheit nicht zu nennen und Ihrer Frau und Tochter das tiefste Stillschweigen

über meine Enthüllungen anzuempfehlen. Versprechen Sie mir das?"

„Ei! zum Henker! Bist Du denn, mein Sohn, einer jener Leute, welche die Ziege und den Kohl, die Aufseher und die Wilddiebe schonen, Gott und den Teufel, Alle Beide?"

„Nein, Vater Binet, ich habe auf immer mit diesen Leuten, bei denen so fürchterlich schlechte sich befinden, gebrochen. Ich mag Ihnen gerade nicht sagen, daß ein Gewehrschuß die Anerkennung und Belohnung für meine Mittheilung Seitens derselben sein würde; denn was liegt an meinem elenden Leben! Mich bindet jedoch ein Schwur, und wenn ich Sie einer Gefahr habe entreißen wollen, so verlange ich dafür nichts desto weniger, daß Niemand blosgestellt werde. . . . Dieser Schwur hat mich schon abgehalten, einen Strafbaren zu verrathen, als meine Ehre und mein Leben in Gefahr waren; ich würde ihn nur dann brechen, wenn ein Verbrechen verübt wäre."

„In der That, mein Junge, ist ein Eid, wie man sagt, etwas Geheiligtes, und dennoch . . . wette ich darauf, daß Du den Anführer der Bande

kennst, diesen schäbigen Bösewicht, der alle andern verführt!"

„Es ist möglich, Herr Binet, aber ich kann Ihnen jetzt denselben nicht nennen."

Der Aufseher hielt es nicht für angemessen, darauf zu bestehen. Während dieser Unterhaltung waren sie an das Dorf gekommen.

„Nun lebe wohl, mein armer Hubert, sagte ihm der gute Mann; nun wird es Dir nicht mehr sauer werden, nach Hause zu gelangen. . . . Ich danke Dir für Deine gefällige Warnung. . . . Was Deine Empfehlung betrifft, so werde ich sie nicht vergessen, und es wird auch nicht mein Fehler sein, wenn die Ereignisse dieser Nacht Dir einige Unannehmlichkeiten bereiten."

Hubert stammelte mit schwacher Stimme:

„Nun wohl! Wenn Sie, Herr Binet, wirklich glauben, mir einige Verpflichtung schuldig zu sein, dann sagen Sie dies Ihrer Frau und Tochter, damit sie nicht wieder, wie früher, mir, wenn sie mich sehen, ihren Abscheu zeigen.

Und hinkend ging er davon. Der Aufseher folgte ihm mit den Augen, um sich zu vergewissern, daß es ihm auch nicht an Kraft fehle; viel=

leicht aber auch, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er wirklich nach Saint-Leger ginge.

„Ein wunderlicher Junge!" sagte er überlegend; aber muß man ihm auf das Wort glauben? Die Wilddiebe haben so viele Ränke! Zum Henker! ich kann doch aber nicht wie ein Nichtsthuer nach Hause gehen, ohne zu wissen, was da unten vorgeht! . . . Meiner Treu! ich werde auf dem Fußsteige neben dem Brunnen bleiben und versuchen, den einen Fuß nicht eher vorwärts zu setzen, bevor ich den andern nicht in Sicherheit gebracht . . . und wer lebt, der sieht auch!"

Er war schon wieder in den Wald zurückgekehrt, als sich in einiger Entfernung vor ihm das Geräusch rascher Schritte hören ließ. Wie er so der unbekannten Persönlichkeit sich nähern und sich ihr anschließen wollte, stieß er gegen einen Stein und fiel der Länge nach nieder. Choupille, der sich an der Ferse seines Herrn befand, stieß einen Schrei aus. Indeß war Binet's Sturz nicht von Bedeutung; er war eigentlich mehr gestolpert wie gefallen. Dieses plötzliche Geräusch hatte jedoch den Spaziergänger aufgeschreckt, welcher nun stehen blieb, einige Secunden schwankte, dann sich aber

anschickte, der Gegend der Steinbrüche zuzulaufen.

„Gut! dachte Binet, der schlägt dieselbe Richtung ein, wie ich . . . das ist einer der Schurken von Wilddieben . . . ihm nach.“

Und er machte sich an die Verfolgung des Flüchtlings, dessen Schritt er stets vor sich her hörte. Als der Andere hörte, daß man ihm näher komme, verdoppelte er seine Schnelligkeit, und wahrscheinlich dachte er von Binet dasselbe, was dieser von ihm dachte.

Man war gerade in der Mitte derjenigen Gräben und derjenigen Erdspalten, welche mit den Brombeersträuchern und den Kriechpflanzen eine Art Labyrinth bildeten. Aber die Persönlichkeit, auf welche der Aufseher Jagd machte, schien eine genaue Kenntniß der Oertlichkeit zu besitzen, denn er wurde nicht durch die Hindernisse, denen Binet, wenn er nicht den Grund und Boden genau geprüft gehabt hätte, nicht würde haben entgehen können, aufgehalten.

„Der hat gewiß lange in dieser Gegend sein Wesen getrieben, murmelte der gute Mann; ei! zum Henker! wenn dies der Anführer wäre!“

Dieser Gedanke belebte von Neuem den Wunsch in ihm, dieses verdächtige Subject zu erreichen.

Die Verfolgung dauerte fort und Binet, der sich noch nicht Zeit genommen hatte, sich zu besinnen, wußte kaum, wo er war, als er plötzlich den Flüchtling in einer Entfernung von zwanzig Schritten vor sich gewahrte. Er glich einem schwarzen Schatten und war nur durch seine Beweglichkeit bemerkbar. Während der Aufseher gewisse Eigenthümlichkeiten des Wuchses oder der Kleidung dieser Erscheinung zu erkennen strebte, ließ sich plötzlich ein fürchterliches Getöse hören; der Herumstreicher verschwand und ein herzzerreißender Schrei widerhallte durch die Gefilde. In demselben Augenblick fielen mehrere schwere Körper mit traurigem Getöse in einen Abgrund hinab.

Ein einziger auf die nächste Umgebung gerichteter Blick belehrte den Aufseher, was vorgegangen war. Der Flüchtling hatte die Brücke bei den Steinbrüchen überschreiten wollen, und die Brücke war unter ihm zusammen gestürzt.

Ungeachtet seiner Festigkeit fühlte Binet dennoch sein Herz sehr erschüttert; aber auch seine Geistesgegenwart sofort wieder zusammennehmend, wollte

er eben versuchen, dem Unglücklichen, der in den Steinbruch gefallen war, Hülfe zu leisten, als ein neues Ereigniß seine Aufmerksamkeit fesselte. Das tiefe Stillschweigen, welches dem unterirdischen Krachen nach dem Sturze gefolgt war, wurde nun durch lautes, anhaltendes, höhnisches, fast teuflisches Lachen auf der andern Seite des Abgrundes unterbrochen. Binet schauete unbeweglich nach dieser Gegend hin; eine lange Figur beugte sich über den Abgrund und hörte mit Entzücken die schwachen Seufzer, welche aus demselben noch hervordrangen.

Augenscheinlich war dieser Elende der Urheber der gestellten Falle. Der Aufseher hätte Alles in der Welt darum gegeben, wenn er sich seiner hätte bemächtigen können; aber sie waren durch den Abgrund von einander getrennt und es mußte ein großer Umweg gemacht werden, um ihm nahe zu kommen. In einer Aufwallung von Wuth nahm er sein Gewehr an die Schulter und den Banditen auf das Korn, der sich des letzten Herzschlages seines Opfers zu erfreuen schien. Eine einzige Fingerbewegung, und es wäre um ihn geschehen gewesen .... Jedoch noch zur rechten Zeit stellte sich die Ueberlegung bei Binet ein; welches Recht

hatte er, einen Anfall auf das Leben dieses Menschen zu thun, so strafbar er auch war? Durfte er, oder stand es ihm zu, ein Verbrechen durch ein anderes zu bestrafen? Er senkte daher ganz langsam und fast wie mit Widerwillen sein Gewehr, das schon zum Losgehen bereit war, und überließ den Verbrecher seinen fürchterlichen Betrachtungen, setzte darauf seinen Weg in der Hoffnung, ihm in dem Steinbruche zu begegnen, weiter fort. Leider konnte er dem Sterbenden auch nicht eine Hülfe gewähren; es wären dazu Lichter und Stricke, um in den Abgrund zu gelangen, nöthig gewesen, und, allem Anscheine nach, wäre diese Hülfe unnütz gewesen.

Den Strafbaren festhalten, mindestens ihn erkennen, war daher der einzige Gedanke des Aufsehers. Alle Vorsichtsmaßregeln bei Seite setzend, sprang er mitten durch die Hindernisse, welche ihm vorher undurchdringlich schienen, hinweg. Wenige Minuten reichten hin, ihn aus dieser gefährlichen Einschließung zu bringen, wo er selber bei jedem Schritte auf den Grund der Schlucht hinabrollen konnte. Endlich fühlte er unter seinen Füßen den ebenen Boden des Waldes und lief nun, ohne ir-

gend erst einen Weg zu suchen, in gerader Linie auf die Gegend zu, in der sich der unbekannte Blutdürstige befinden mußte. Er kam dort zu spät an, der Mörder war verschwunden. Binet näherte sich dem Steinbruche, bog die nahen Gesträuche auseinander, über denen noch einige längliche Stücke verfaulter Bretter hingen, bückte sich über den Abgrund und rief leise. Man antwortete indeß nicht; auch nicht ein Seufzer stieg aus diesem finstern Loche herauf. Gewiß war der Unglückliche todt und ihm blieb nichts weiter übrig, als nun die letzten Pflichten gegen seine Gebeine zu erfüllen.

Binet verbarg sich nicht, daß dieser Fallstrick nur für ihn war gelegt worden, und diese Betrachtung steigerte sein Verlangen, den Strafwürdigen den Gerichten zu überliefern; wie ihn aber in diesen weitläufigen Wäldern in dieser dunkeln Nacht auffinden? Während er so überlegte, schnüffelte Choupille, dessen Instinkt sich fast bis zur Vernunft erhob, auf dem Erdboden umher und drehete besonders seinen Kopf gegen den Kreuzweg.

„Ja, ja, es ist sicher . . . . da ist er wahrscheinlich gegangen, sagte der Aufseher, welcher sich mit seinem Freund Hund gar wohl verstand; nun,

suche ihn, Choupille! Lauf, suche ihn, mein Freund, suche ihn!"

Der Hund lief den Weg, die Nase, als wenn er die Spur eines Stücks Wildpret verfolgte, auf die Erde gesenkt, einige Minuten lang hinauf, warf sich dann in das Buschholz, während er ein leises, furchtsames Bellen hören ließ. Der Aufseher folgte ihm entschlossen, ohne sich weder um die Brombeersträuche, die in seine Waden sich einstachelten, noch um die Zweige zu kümmern, die ihn zu erblinden droheten. Er verließ sich nur auf den Scharfsinn Choupille's, um den Missethäter zu entdecken, denn er selbst fühlte sich mitten in der ihn umgebenden Finsterniß dazu völlig außer Stande.

Die eigenthümliche Menschenjagd konnte sich in die Länge ziehen, und Binet fing schon an, an einem glücklichen Erfolge zu zweifeln, als er, nicht weit von sich, noch Jemanden gehen hörte; zugleich sah er einen Menschen, der sich durch das Gesträuch durchzuwinden suchte.

„Er ist es! nun habe ich ihn", murmelte der Aufseher.

Und mit einer Gewandtheit, deren er völlig unfähig zu sein schien, stürzte er sich auf dieses In-

dividuum, das durch diesen Stoß fast zu Boden fiel, hielt es an seiner Blouse fest und sagte mit fester Stimme zu ihm:

„Ich verhafte Sie, im Namen des Königs."

Der Herumstreicher war anfangs über diesen plötzlichen Ueberfall bestürzt.

„Wer sind Sie? fragte er endlich mit mehr Staunen als Furcht; was wollen Sie von mir?"

Und er suchte sich loszumachen.

„Ich bin Privataufseher des Grafen von Ganges, erwiederte Vinet, während er ihn fortwährend mit seiner eisernen Faust festhielt, und ich fordere Sie auf, mir zu folgen, damit man Ihre Wohnung, Ihren Namen und die Absicht, wegen der Sie sich hier befinden, erfahren kann."

Wie man sieht, war der Aufseher stets klug und beeilte sich durchaus nicht, dem Gefangenen die Anklage des Mordes, der auf ihm lastete, mitzutheilen, denn ein Widerstand war nach Vinet's Meinung bei der direkten Anklage bestimmt zu erwarten.

„Sie irren, mein Freund, erwiederte er ungeduldig; ich bin kein Wilddieb, und wenn ich hier in der Nacht umherwandere, so habe ich meine be-

sonderen Gründe dazu . . . Lassen Sie mich also los, es möchte Sie sonst Ihre Grobheit gereuen."

„Ah! zum Henker! Drohungen? Sie wissen wahrscheinlich nicht, mit wem Sie es zu thun haben . . . . Fort, fort! gehen Sie in des Teufels Namen."

„Wohin wollen Sie mich führen?"

„Zunächst auf das Schloß zu Herrn Dubreuil, und dann werden wir weiter sehen."

„Wenn ich mich nun aber weigere, Ihnen zu folgen?"

„Dann werde ich schon Mittel finden, Sie dazu zu zwingen."

Binet pfiff. Choupille, welcher sich während dieses Wortwechsels, wahrscheinlich um noch eine andere Spur zu verfolgen, entfernt hatte, kam leise brummend herbei.

„Nehmen Sie sich in Acht, sagte der gute Mann nun in scherzendem Tone; Choupille findet diesen Abend an Waden Geschmack . . . . beim ersten Worte würde er die Ihrigen in Beschlag nehmen, . . . ich mache Sie darauf aufmerksam."

Der Gefangene erkannte dann auch endlich, daß die Stärke nicht auf seiner Seite sei.

„Wohlan! erwiederte er mit Laune; wir wollen uns verständigen .... Sie sind wahrscheinlich der Vater Binet, der neue Aufseher. Man hat mir erzählt, Sie seien ein ehrlicher, verschwiegener Mann; deshalb werde ich Ihnen die Wahrheit sagen. Rücksichten von der höchsten Wichtigkeit ließen mich heimlich nach Saint-Leger kommen. Ihr eigenes Interesse bürgt mir dafür, daß Sie das Geheimniß, in das ich mich noch einige Augenblicke hüllen will, nicht verrathen werden .... Ich bin der Graf von Ganges, Ihr Gebieter."

Binet fuhr in die Höhe und seine an den Kragen des Gefangenen geklammerten Finger ließen etwas nach. Gleichwohl hielt er ihn noch fest und erwiederte in spöttischem Tone:

„Sie der Graf von Ganges? Zum Henker! das geht zu weit .... Ich kenne die Betrügereien der Leute Ihrer Art zu gut; wahrscheinlich ist Ihnen erzählt worden, daß ich meinen Herrn niemals gesehen habe, und da ist Ihnen denn so der Gedanke beigekommen, daß mir diese Geschichte während der Nacht und im Walde ganz einfach als wahr erscheinen würde; doch, lieber Freund, davon ist nicht die Rede. Der Herr Graf befindet

sich in Paris, beim Hofe, beim Könige, trägt dort seine goldgestickten Kleider und Sie, mein Lieber, werden mir zu Herrn Dubreuil folgen, dem ich das, was ich von Ihnen weiß, erzählen werde."

Ungeachtet dieser bestimmten Versicherung hätte man doch am hellen Tage sehen können, daß der Aufseher sehr blaß war und daß ihm der Schweiß von der Stirn herablief. Der Gefangene errieth seine Angst.

„Hören Sie! Sie, Vinet, sagte er, Sie können auf diesem Irrthum nicht verharren; er würde Sie in den Augen der ganzen Welt lächerlich machen und den Verlust Ihrer Stelle herbeiführen. Die anderen Aufseher, Ihre Collegen, Johann Guisard, Hieronymus Robin, Philipp Tranchet würden sich nicht in meiner Person geirrt, vielmehr mich an meinem bloßen Schritte erkannt haben. Ich war in diesem Augenblicke in Ihrer Wohnung in dem Grauen Hause, von wo mich Franz abholen sollte. Da der Narr aber nicht gekommen ist, so habe ich mich allein auf den Weg gemacht, denn eine einzige Minute kann den Erfolg der Angelegenheit vereiteln, wegen deren ich hierher gekommen bin .... Lassen Sie mich also jetzt ruhig gehen, und ich

werde Ihnen dieses Uebermaß von Diensteifer, das die Umstände erklärlich machen, wenn auch nicht rechtfertigen, verzeihen."

Ein Zweifel lag nun nicht mehr in der Möglichkeit; jedoch der gute Mann, dessen Schlauheit man doch pries, zeigte sich nicht überzeugt.

„Wenn Sie, antwortete er, wirklich der Graf von Ganges sind, dann werden Sie mir um so weniger zürnen, daß ich meine Pflicht eifrig erfülle und Sie dahin führe, wohin Sie zu gehen wünschen . . . . Brechen wir daher auf; Herr Dubreuil wird Sie ohne Zweifel kennen und dann werden Sie von mir alle die Entschuldigungen erhalten, die Ihnen nur irgend wünschenswerth erscheinen."

„Aber ich will mich ja jetzt noch nicht im Schlosse zeigen; es ist durchaus nothwendig, daß ich meinen Eingang durch die kleine Gartenpforte nehme und . . ."

„Bah! das ist Wind; vorwärts, damit die Sache zum Ende komme."

Zugleich schüttelte er den Gefangenen etwas derb; dieser aber verlor nun die Geduld.

„Ah! steht es so? rief er, nun gut, Du eigensinniger Starrkopf, möge nun Dein Starrsinn auf Dein Haupt zurückfallen! ich setze Dich ab und Du wirst Nichts mehr sein . . . und wenn Du mich nicht los lässest, dann tödte ich Dich, wie ein wildes Thier."

Er zog dabei ein Pistol aus seiner Tasche und richtete dasselbe auf den Aufseher; doch dieser lenkte seinen Arm ab.

„Ah! zum Henker! sagte Binet, Du fängst also nun an, Dich als den zu zeigen, der Du ohne Zweifel bist, ein wahrer Schurke . . . . Wenn Du mich aber verfehlst, dann sei versichert, daß ich Dich nicht verfehlen werde."

Er ging auf die Absicht des Grafen nicht ein, denn dieser war es wirklich, welcher sich in der eigenthümlichen Lage befand, die Sachen bis zum Aeußersten zu treiben. Ohnstreitig war aber der Zweck seiner geheimen Reise nach Saint-Leger verfehlt; Getöse und Gewaltthätigkeit konnten nur zu einem unangenehmen Ziele führen.

„Nun denn! sagte er in einem bittern Tone, hier besteht ein Complott . . . . Der Vater und

die Tochter haben sich verständigt, die Strafbaren meiner Rache zu entziehen; mag sein, ich werde meinen Gang zu gehen wissen. Ich folge Ihnen, mein Herr, fügte er, sich an den Aufseher wendend, hinzu; rechnen Sie sich selber zu, was daraus für Sie erwachsen wird."

„Ich fürchte Nichts; ich thue meine Pflicht", antwortete der Aufseher kurz.

Und so wandte er sich dem Schlosse zu. Vinet hatte endlich seinen Gefangenen losgelassen, da dieser nicht mehr zu entfliehen suchte. Choupille lief hinter ihnen her, völlig bereit, seinem Herrn, im Falle dies nöthig werden dürfte, zur Hülfe zu dienen.

So ging der Zug im tiefsten Stillschweigen vor sich. Der Graf zitterte vor Ungeduld, sagte aber nicht ein Wort. Vinet war nachdenkend und niedergeschlagen.

Am Schloßthore angelangt, begann der Aufseher zu klingeln und mit aller Kraft an das Thor zu klopfen. Dies war nun das Geräusch, das Fanchette und die Gräfin so sehr in Aufregung gebracht hatte, während sie im Garten standen. Herrn von Ganges schien dies sehr unangenehm zu sein.

„Setzen Sie doch lieber das ganze Haus in Aufruhr!“ rief er zornig.

„Wenn Sie, entgegnete Binet, wirklich unser Gebieter sind, so wird sich kein Mensch darüber beklagen.“

Und er fuhr fort, zu klingeln und mit einer Art von Wuth gegen die Thür zu schlagen.

In einem Augenblicke war Alles im Schlosse auf den Beinen; die Diener und Mägde, plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt, glaubten, daß wenigstens das Schloß brenne. Und als das Thor sich endlich öffnete, war die Hausflur mit bestürzten Personen, die nur halb bekleidet und mit Kerzen in der Hand herbeiliefen, angefüllt. Beim Erblicken des Aufsehers fragte ein Diener mit Geringschätzung:

„Nun, was ist Ihnen, Vater Binet? Was bedeutet dieser abscheuliche Lärmen? ich bin überzeugt, Sie werden die Frau Gräfin erschreckt haben.“

„Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung, Herr Julius, aber ich muß Herr Dubreuil sprechen.“

„Herrn Dubreuil in dieser Stunde? Daran ist

nicht zu denken . . . . er liegt schon längst im Bette."

„Nun denn! so wecke man ihn!" sagte Jemand gebieterisch.

Alle Blicke wendeten sich nun dem zu, der eben gesprochen hatte.

„Das ist der Herr Graf! rief nun Julius, indem er Freude heuchelte; ah! welch' glückliche Ueberraschung!"

Die Diener näherten sich, um ihren Gebieter zu begrüßen.

„Ich werde die gnädige Frau in Kenntniß sezzen, sagte ein junges Kammermädchen, welche hinter den Andern stand, um ihre Haarwickel und die Unordnung in ihrer Kleidung zu verbergen; sie würde es mir morgen nicht verzeihen, wenn ich sie schlafen ließe."

Sie nahm ihren Lauf der großen Treppe zu, vergaß jedoch dabei, das ihr kurzer Unterrock eine mehr als zu freie Ansicht ihrer bloßen Waden gestattete; der Graf rief sie mit heftiger Stimme zurück:

„Daß sich Niemand rührt! sagte er, ich beab-

sichtige, der Frau von Ganges eine Ueberraschung zu bereiten, und sollte es Jemand wagen, sie zu benachrichtigen .... Man sage nur Herrn Dubreuil und Franz, daß ich sie auf der Stelle sprechen will."

Dann bemächtigte er sich der Laterne eines Dieners, öffnete eine Glasthüre, die nach dem Garten führte, und verschwand.

Seine Abwesenheit dauerte indeß nur einige Augenblicke; mit Ausnahme von Julius, welcher sich beeilte, die Befehle seines Herrn auszuführen, blieb die übrige Dienerschaft stumm und bestürzt auf der Stelle stehen. Einer von ihnen näherte sich Vinet, der sich in einen Winkel gestellt und auf sein Gewehr gestützt hatte.

„Was bedeutet das, Vater Vinet? fragte er ganz leise, wissen Sie es nicht?"

„Nichts Gutes, fürchte ich, antwortete der gute Mann, indem er lange Schultern machte, für Keinen etwas Gutes."

Der Graf kam zurück und schritt, ohne ein Wort zu sagen, mitten durch seine Dienerschaft schnell die Treppe hinauf. Bei der Stille, welche jetzt in der

Hausflur herrschte, konnte man ihn über einen Corridor der obern Etage gehen, ihn eine Thür öffnen und in das Zimmer der Gräfin eintreten hören. Und ohne zu wissen warum, war die Brust eines Jeden beengt.

Ende des ersten Theils.

Camenz, Druck von C. S. Krausche.

Druck von Oswald Kollmann in

Druck r.